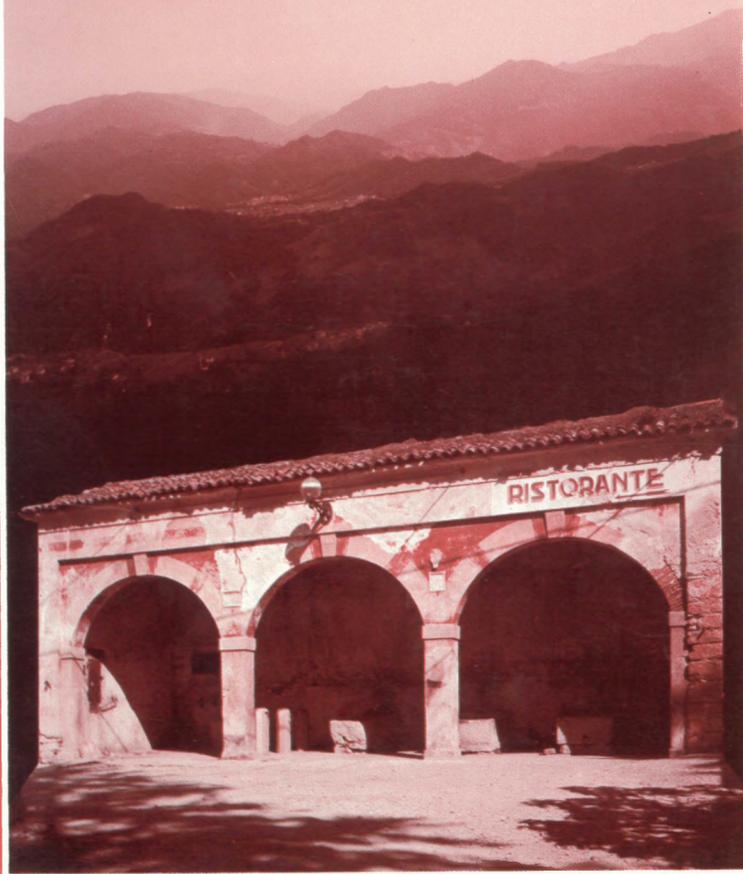


IN Land
DEN und
VERONESER Leute
BERGEN in
Tregnago
und
der
Val d'Ilasi



Wien 1987/Österreichisches Museum für Volkskunde.

**Veröffentlichungen
des Österreichischen Museums
für Volkskunde**

Herausgegeben von Klaus Beitzl

Band XXII

**In den Veroneser Bergen
Land und Leute in Tregnago
und der Val d'Illasi**

WIEN 1987

IM SELBSTVERLAG DES ÖSTERREICHISCHEN MUSEUMS FÜR VOLKSKUNDE

In den Veroneser Bergen Land und Leute in Tregnago und der Val d'Illasi

Katalog der Sonderausstellung

**Zusammengestellt
von
Giancarlo Volpato**

Mit 68 Abbildungen, 4 Karten,
2 Axionometrien und 6 Zeichnungen



WIEN 1987

IM SELBSTVERLAG DES ÖSTERREICHISCHEN MUSEUMS FÜR VOLKSKUNDE

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19, A-1080 Wien
Direktion: Hon.-Prof. Hofrat Dr. Klaus Beitzl

Ausstellung:
Patronat:
Comune di Tregnago (Prov. Verona)
Curatorium Cimbricum Veronense
Associazione Cultura-Territorio

Gesamtkonzeption, Organisation und Katalogredaktion:

Bruno Avesani
Andrea Battisti
Giorgio Giunta
Giuseppe Maimeri
Donatella Martelletto
Piero Piazzola
Guido Pigozzi
Mario Pigozzi
Silvio Scandolara
Giancarlo Volpato
Fernando Zanini

Gesamtkoordination:
Franz Grieshofer

Finanzierung:
Regione del Veneto - Assessorato alla Cultura
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung
Österreichisches Museum für Volkskunde

Plakat, Photo und Buchgestaltung:
Nikolai Dobrowolskij

Druck:
REMAprint, A-1160 Wien, Neulerchenfelderstraße 35

Kommissionsverlag:
Ferdinand Berger, A-3580 Horn, Wiener Straße

Wien 1987
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3-900359-37-7

Die vergleichende europäische Volkskunde gehört zu den Aufgaben und Zielen des Österreichischen Museums für Volkskunde seit seiner Gründung vor mehr als neunzig Jahren. Früh schon wurde dem entsprochen, was heute neu als Ethnologia Europaea postuliert wird. Die sammlerischen und forschnerischen Bestrebungen noch vor dem Ersten Weltkrieg umfaßten damals nicht allein die Länder und Völker des eigenen Vielvölkerstaates, sondern waren auch schon den Volkskulturen in der Nachbarschaft der alten Donaumonarchie zugewandt, welche man heute gerne wieder unter dem eine neue Gemeinsamkeit setzenden Begriff "Mitteleuropa" zusammenfaßt. Österreichs vielfältige geschichtlichen und kulturellen Beziehungen zu Italien machen es unter diesem Gesichtspunkt verständlich, daß es am Österreichischen Museum für Volkskunde alsbald auch zur Sammlung von Zeugnissen der italienischen Volkskunde gekommen war, die von Wien aus auf Forschungsreisen zwischen den Jahren 1905 und 1926 zustandegebracht worden sind (1). Es soll hier darauf hingewiesen werden, daß namentlich Arthur Haberlandt, der Sohn des Museumsgründers Michael Haberlandt, im Jahr 1912 den Norden Italiens bereist hat und dabei auch die Hochgebirgsgegend Giazza/Ljetzan in den Lessinischen Alpen unweit von Verona aufgesucht hat. Eine Schaukarte "Österreichische Forschungsreisen in Italien" (2) im Österreichischen Museum für Volkskunde macht deutlich, daß somit vor genau 75 Jahren eine Gebirgsgegend in Norditalien im Blickfeld des Interesses österreichischer Volkskundler gestanden hat, die nunmehr in Wien Gegenstand einer umfassenden Sonderausstellung ist: "In den Veroneser Bergen. Land und Leute in Tregnago und der Val d'Illasi".

Tregnago in der Provinz Verona ist der zentrale Ort jener Val d'Illasi, die sich am Alpensüdrand von der Hochgebirgsregion der Lessinia bis hinaus in die Poebene erstreckt und deren höchstgelegene Ortsgemeinde, eben das Dorf Giazza/Ljetzan, den Dreizehn Gemeinden angehört, jener "zimbrischen" Sprachinsel, in welcher im Mittelalter von Österreich (Tirol) zugewanderte deutschsprachige Siedler ansässig geworden sind. Natur und Geschichte, Gesellschaft und Wirtschaft, Religion und Kunst haben über Jahrhunderte hinweg dieser Talschaft im Berührungsfeld italienisch-österreichischer Nachbarschaft ihr volkskulturelles Gepräge gegeben. Aufgeschlossene Bürger in Tregnago und in der Val d'Illasi haben sich in unseren Tagen in der Associazione Cultura-Territorio mit dem akademischen Curatorium Cimbricum Veronense zu einer "Geschichtswerkstatt" zusammengeschlossen, um dieses Kulturprofil der ihnen vertrauten Landschaft, ihrer Heimat, und das Wirken der gestaltenden natürlichen und kulturellen Kräfte gemeinsam herauszuarbeiten und in einer Schau sichtbar werden zu lassen. "Lektüre einer Kulturlandschaft" nennt man heute gerne eine solche Vorgehensweise, im Sinne der neueren italienischen Semiotik, welche sich der älteren Volks- und Heimatkunde an die Seite stellt und gleicherweise Ausdruck eines auch in Italien allenthalben wiedererwachenden und verstärkten Heimatbewußtseins ist.

In der volkskundlichen Kenntnis einer den Verhältnissen des alpinen Österreichs in vielen Zügen verwandten "mitteleuropäischen" Kleinregion am Südrand der Alpen; im Vergleich ähnlicher wissenschaftlicher Arbeits-

felder und Verfahrensweisen; in der Einsicht in fachliche Auffassungen und Denkweisen der Nachbarn ...; darin und in manchen anderen Aspekten ist der "Nutzen" einer Sonderausstellung wie dieser "In den Veroneser Bergen" zu suchen, zu welcher die erste Anregung von seiten der Linguistik und Dialektologie an das Museum herangetragen und von diesem dankbar aufgegriffen worden ist. Frau Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung und ihr Kreis des "Vereins der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln (Sprachinselfreunde)" mit dem "Österreichischen Sprachinselmuseum" in Wien und Univ.-Prof. Dr. Giancarlo Volpato in Verona sind die Urheber dieses Ausstellungsprojektes. Ihnen zur Seite steht eine Vielzahl von Autoren, Mitarbeitern und tragenden Institutionen, die im Impressum dieses Buches dankbar genannt werden. Der Dank für mannigfache Unterstützung und Förderung gebührt darüber hinaus weiteren Persönlichkeiten sowie Verwaltungs- und Kultureinrichtungen: Regione del Veneto, Dr. Mirco Mazaro (Assessore alla Cultura - Reg. del Veneto), Dr. Alfonsino Ercole (Sindaco del Comune di Tregnago), Museo "L'Uomo e l'ambiente della Lessinia" di Boschovichianuova, Museo etnografico "G. Cappelletti" di Giazza, Sig. F. Fossato, Sig. I. Segala, Fam. Battisti, Associazione Trombini di San Bartolomeo delle Montagne, Sig. A. Piccoli, Sig. F. Ferrarese, Sig. P. Tezza, Sig. G. Rapelli, Sig. G. Pirana. Frau Dr. Maria Gasser hat sich anerkennenswerterweise sämtlicher Übersetzungsarbeiten für Ausstellung und Begleitveröffentlichung angenommen, ungeachtet des beträchtlichen Zeitdrucks.

Die Sonderausstellung "In den Veroneser Bergen", mit welcher nicht zuletzt auch eine neue fachliche Zusammenarbeit zwischen der österreichischen und italienischen Volkskunde auch auf regionaler Ebene eingeleitet und ausgestaltet werden möge, kann in den soeben renovierten und späterhin wieder für die ständigen Schausammlungen vorbehaltenen Räumen im Erdgeschoß des Museumshauptgebäudes (ehem. Gartenpalais Schönborn) eröffnet werden. Eine weitere Etappe in dem mittelfristigen Sanierungs- und Modernisierungsprogramm des Österreichischen Museums für Volkskunde ist damit erfreulicherweise wieder erreicht. Das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung als Museumserhalter hat hierfür und auch für die Ausstellung wie immer die wirtschaftlichen Voraussetzungen geschaffen, wofür einmal mehr ausdrücklich gedankt werden darf.

Klaus Beitzl

Anmerkungen:

- (1) Gudrun Hempel, Volkskundliches aus Italien. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg. Wien 1982.
- (2) Ebd., S. 12.

Vorwort	Seite I – II
Inhaltsverzeichnis	Seite III

EINFÜHRUNG

Einleitung	Seite 3
In den Veroneser Bergen	Seite 5
Die sogenannten Zimbem	Seite 29

KATALOG

1. LANDSCHAFT UND GESCHICHTE

Geographische Zuordnung	Seite 36
Geologische und geomorphologische Charakteristika	Seite 38
Hydrologische Aspekte:	
Der Wildbach	Seite 40
Pflanzen- und Tierwelt	Seite 42
Die Landwirtschaft	Seite 44
Die Verkehrswege	Seite 46
Die Verbindung entlang des Progno	Seite 48
Größere Ortschaften:	
Badia Calavena und Selva di Progno	Seite 50
Illasi und Colognola ai Colli	Seite 52
Tregnago	Seite 54
Die Industrie im Tal	Seite 56
Die vorrömische Zeit	Seite 58
Die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen	Seite 60
Die römische Besiedlung	Seite 62
Die römische Aufteilung des Landes in Zenturien	Seite 64
Eine römische Höhenstraße	Seite 66
Römische Ortsnamen	Seite 68
Die Burgen	Seite 70
Die Burg von Illasi	Seite 72
Religiosität und Landschaft	Seite 74
Die Pfarren	Seite 76
Romanische Kirchen	Seite 78
Die Klöster	Seite 80
Kunst und Ambiente	Seite 82
Kunst in Tregnago	Seite 84
Die Bildhauer des Tals	Seite 86
Die Maler des Tals	Seite 90
Die Villen	Seite 92
Die Organisation der Villa	Seite 94
Der Landhof	Seite 96
Die zimbrische Besiedlung	Seite 98
Analyse der Besiedlung des Gebietes	Seite 103
Betrachtung einer Ansiedlung am Beispiel des Weilers Pagani in Campofontana	Seite 104

2.

ARBEIT
UND
GERÄT

Herstellung und Vermarktung des Eises	Seite 108
Der Almauftrieb	Seite 114
Die Milchverarbeitung	Seite 116
Viehzucht	Seite 118
Die Bienen- und Seidenraupenzucht	Seite 122
Die Heuernte	Seite 124
Der Getreideanbau	Seite 126
Textilerzeugung	Seite 136
Die Holzverarbeitung	Seite 142
Der Steinbruch	Seite 150

3.

SITTE
UND
BRAUCH

Die Geburt	Seite 158
Hochzeit	Seite 162
Tod und Begräbnis	Seite 164
Frömmigkeit	Seite 166
Volks Glaube	Seite 172
Die Volkserzählung	Seite 174
Männer- und Frauenkleidung	Seite 178
Musik und Tradition	Seite 182
Spiele von einst	Seite 184
Die „Trombini“ von S. Bartolomeo delle Montagne	Seite 186

EINFÜHRUNG

EINLEITUNG Die Geschichte eines Gebietes ist zutiefst mit der Geschichte seiner Natur und seiner Menschen verbunden.

Wenn sich auch die Geschichtsforschung im wesentlichen mit der Analyse archivierter und bibliographischer Quellen und Dokumente befaßt, dürfen wir dennoch nicht vergessen, welche bedeutenden Beitrag uns die Erforschung des Gebietes selbst, und zwar im weitesten Sinn des Wortes, liefert.

Einer der wichtigsten Aspekte der Geschichtsforschung besteht in der Beziehung zwischen den Quellen und dem tatsächlichen Ort, an dem diese gefunden oder geschaffen worden sind.

Die historischen Objekte, die Zeugnisse der Kultur und des Menschseins gewinnen erst Bedeutung, wenn der kulturelle und örtliche Zusammenhang hergestellt wird.

Bernardo Rossi Doria

IN
DEN
VERONESER
BERGEN

Land
und
Leute
von
Tregnago
und
im
Tal
der
Zimbern

Anregungen zur Lektüre der Ausstellung

Zum Glück ist es nicht mehr notwendig, den unzähligen vorhandenen Studien über ethnologische und anthropologische Prozesse noch eine weitere hinzuzufügen. Schon seit langem kann man das Studium der Gemeinschaften und ihrer Beziehungen zu jenen Komponenten, die zu ihrem Überleben beigetragen haben, als abgeschlossen betrachten. Je kleiner der zu untersuchende Bereich, desto wichtiger die Forschung. Auf der anderen Seite ist es nicht möglich, noch würde es wahrscheinlich einer korrekten wissenschaftlichen Arbeit entsprechen, jedes Ding ins Museum zu stellen. Daß die Osmose zwischen Museum und Region ein Wechselspiel sein soll, ist nunmehr zu einem Allgemeingut geworden - auch deshalb, weil es unmöglich erscheint, alles zu katalogisieren beziehungsweise - was Italien betrifft, ein Land mit so reicher Tradition - eine Bestandsaufnahme sämtlicher Kulturgüter vorzunehmen. Daraus ergibt sich, daß die Feldforschung, die unerläßliche Bedingung für eine in didaktisch-wissenschaftlicher Sicht korrekte Wiederaneignung der Vergangenheit, ein ergänzender Bestandteil zur übrigen Forschungsarbeit, manchmal sogar unersetzbar ist. In der Tat sind die Erhaltung der Kulturgüter und heute auch die auf sie bezogene Erhaltung des Milieus eine der wichtigsten Aufgaben des Menschen in einer nicht immer klaren Übergangszeit zwischen verschiedenen geschichtlichen Epochen (1); glücklicherweise gibt es heute ein neues und freudigeres Pflichtbewußtsein, den anthropologischen, ethnographischen und auch ethnologischen Bestand unseres Landes aufzubewahren.

Mit dieser Absicht und mit der Liebe zu dem Ort, in dem man aufgewachsen ist, wo man Althergebrachtes, das jahrhundertlang das Leben unserer Ahnen begleitet hat, innerhalb einer Generation verschwinden gesehen hat, ist unsere Ausstellung entstanden. Sie versucht, mit den uns heute zur Verfügung stehenden Mitteln, eine möglichst getreue Rekonstruktion einer manchmal sogar sehr nahen Vergangenheit zu zeigen, die durch eine verhängnisvolle Interpretation des Fortschritts auf barbarische Weise verdrängt und manchmal sogar ausgelöscht wurde.

Der Besucher wird also eine Zusammenstellung verschiedener Elemente zur Rezeption der Ausstellung vorfinden:

die Fotografie, die Rekonstruktion durch die Zeichnung und eine Reihe von Objekten, bei denen es

sich um absolut originale Geräte und Gebrauchsgegenstände handelt (2).

So findet man, auf verschiedenste Art verbunden, aber in einer logischen und einfach lesbaren Folge, Untersuchungen über das Gebiet und die Umgebung, die notwendigerweise die Landschaft, die materielle Kultur (anhand mehrerer Beispiele von Handwerken und Berufen, die in der Veroneser Lessinia beheimatet waren) und die Volkstradition umfassen, die die Fabeldichtung, die Religiosität, den Lebenszyklus und ein Zusammenwirken von anderen, nicht greifbaren, doch in den Generationen verwurzelten Formen beinhaltet (3). Diese drei Untersuchungsebenen - Landschaft, materielle Kultur und Tradition - wechseln sich ab und überschneiden einander oft.

Eine Mühle zu fotografieren, oder - wie in diesem Fall - zu rekonstruieren, bedeutet einen genauen Weg zu verfolgen, der angefangen bei der Auffindung und der genauen Kenntnis einer solchen Anlage, über die Dokumentation der Wasserläufe des Gebiets und ihrer notwendigen Umwandlungen bis hin zur Veranschaulichung des Gebäudes und seiner Baustruktur führt. Hierauf verweilt man bei der Betrachtung der Konstruktionstechniken des Werks und seinem Funktionieren, man analysiert die mechanischen Vorrichtungen, die Innenausstattung und das fertige Produkt. Ergänzend werden noch die alltäglichen Handgriffe des Müllers, der Familie und das langsame Verschwinden oder gänzliche Aussterben dieses Handwerks beleuchtet.

Das gleiche gilt für die Arbeit des Senners anhand der Rekonstruktion einer Sennhütte. Weiters könnte man noch die Arbeiten des Bauern, des Tischlers, des Hirten und des Tierzüchters anführen (um nur die wichtigsten typischen Berufe in der Veroneser Lessinia zu nennen) (4). Da es ja unmöglich ist, jeden Gegenstand und jedes Thema der Ausstellung anhand von Beispielen zu erläutern, werden wir uns auf eine ziemlich synthetische Analyse beschränken, indem wir mit dem Besucher einen Weg durch die Ausstellung gehen, der sich an den Ablauf der Tafeln hält.

Das bedeutet aber nicht, daß die verschiedenen Themenkreise vollkommen isoliert betrachtet werden können; im Gegenteil: die Abschnitte sind in einer logischen Folge miteinander verbunden, wobei jeder der drei Teile auf die übrigen einwirkt und oft das Thema vervollständigt. Übrigens betont dieses Zusammenwirken der Faktoren die Komplexität von Begriff und Wirklichkeit einer Kultur.

Die Dynamik und die globale Sicht des anthropologischen Problems der Kultur muß alle Faktoren, aus der sie sich zusammensetzt, berücksichtigen, aber auch die einzelnen Elemente und ihre wechselseitige Bindung, von der die Phänomene der Kultur selbst ihren Ausgang nehmen. (Es muß aber betont werden, daß in allen Untersuchungen - so auch in dieser - Lücken auftreten. In dieser Ausstellung wurde versucht, die Bipolarität der Beziehungen anthropos - ethnos und oikos - chronos vor Augen zu führen. Diese Begriffe besagen, daß der Mensch (anthropos) als Gemeinschaftswesen nur in Verbindung mit der Gesellschaft gesehen werden kann, die in ihrer Gesamtheit, dem Volk (ethnos), wiederum von Raum (oikos) und Zeit (chronos) bestimmt wird (5).

Diese Ausstellung bietet also dem Besucher, durch die manchmal weit in die Vergangenheit zurückgreifende Erforschung der Region des Val d'Ilasi und seiner Gesellschaft, eine ziemlich realistische Dimension des Prozesses der Kulturübertragung und Kulturannahme im Laufe der Jahrhunderte. Der erste und umfangreichste Teil der Ausstellung vermittelt ein Gesamtbild des Gebietes und der Umgebung des Illasitals und ist zur leichteren Rezeption in verschiedene Untergruppen aufgeteilt: Das Tal erstreckt sich über eine Länge von 35 km, mißt an seiner breitesten Stelle 7,5 km und besitzt keine homogene geomorphologische Form. Von einer Gebirgslandschaft im oberen Talbereich gelangt man im unteren Teil zu einer Talsohle mit dem typischen Charakter des Schwemmland der Poebene: Daraus ergeben sich ziemlich verschiedene morphologische, hydrologische, biologische und zoologische Charakteristika (6). Die im Süden sehr reichen landwirtschaftlichen Kulturen werden im nördlicheren Teil von Wald und Weide abgelöst, die in früheren Zeiten die einzige Quelle darstellten, aus der die Menschen des "zimbrischen" Gebietes und seines Nachbarlandes ihren Lebensunterhalt bestritten. Neben der ertragreichen Landwirtschaft (Obstbäume, Weingärten) findet man im Süden des Tales auch Industrieniederlassungen, die das ursprüngliche Gefüge stark verändert haben (7). Im mittleren Teil des Tals wechseln Olivenhaine und Obstplantagen mit mittleren und kleineren landwirtschaftlichen Betrieben ab. Im Bergland verkümmerte zwar die einst blühende Waldwirtschaft, doch blieb das ökologische Gleichgewicht, das durch die immer schneller wachsenden Ansprüche unserer modernen Welt ja ständig bedroht wird, bis heute bewahrt. Unter den Veroneser

Tälern zählt das Illasital zu den unberührtesten und besitzt auch heute noch Orte von seltener Schönheit. Im oberen Illasital konnte sogar ein Teil seiner Ursprünglichkeit wieder zurückgewonnen werden (8). Viele Vogelarten kehrten zum Nisten dorthin zurück und auch Maulwürfe, Gämssen und Waldhühner bevölkern wiederum – wenn auch in dezimierter Zahl – die steilen Hänge (9). Die Landschaft bietet insgesamt alle Voraussetzungen für eine autarke Lebensführung, wie sie einst auch den Zimbern zu eigen war.

Die menschlichen Ansiedlungen werden in dieser Ausstellung in gebührendem Ausmaß behandelt. Oberhalb von Tregnago (zimbrisch: "Kalwain"), wo das Tal zunehmend enger wird, liegen die Orte Badia Calavena (zimbrisch: Abato) und Selva di Progno (Brunge), die viele Spuren aus ihrer Geschichte bewahrt haben; noch greifbarer werden diese in Giazza (Ljetzan), dem Zentrum der zimbrischen Sprachinsel, wo ein kleines Museum Erinnerungsgegenstände aufbewahrt.

Unsere Ausstellung widmet den Zimbern, diesem Volk deutschen Ursprungs, das sich in der Lessinia angesiedelt hat, nur einen geringen Raum. Prof. Maria Hornung unternimmt im Katalog eine geschichtliche Einordnung (10). Uns bleibt nur noch darauf hinzuweisen, wie schwierig es ist, Relikte dieser Minderheit aufzuspüren: in den Ansiedlungen, in der nunmehr fast gänzlich verschwundenen Architektur, in der Besonderheit einiger pseudokünstlerischer Formen, die einen integrierenden Bestandteil des kulturellen, volkstümlichen Erbes darstellen. Als Beispiel sei hier der Weiler Pagani mit den kreativen Fähigkeiten seiner Bewohner angeführt (11). Weitere Beispiele findet man in den kleinen religiösen Kunstbauten wie den "edicole" (Kapellen) und den "colonette" (kleine Säulen) (12), von denen originalgetreue Gipsabgüsse ausgestellt sind. Über diese ist schon sehr viel geschrieben worden. Man weiß daher um ihre Bedeutung, die sowohl das religiöse Empfinden wie auch den Glauben an die magische Wirkung, die für das Überleben der Menschen notwendig ist, einschließt (13). Von echtem religiösen Sinn zeugen die zahlreichen Fresken an den Häusern der zentralen Lessinia (14), die in ihrer Art beispiellos dastehen.

Eigens behandelt wird in dieser Ausstellung auch die Architektur; sie stellte eines der bedeutendsten Charakteristika der Kultur der Lessinia dar, bevor in den letzten zwanzig Jahren ein falschverständlicher Fortschritts Glaube nur wenig über-

dauern ließ. Im Jahr 1963 erschien ein Büchlein, das die damalige, noch fast intakte Situation dokumentierte (15). Auch die typischen Häuser der zimbrischen Kultur mit ihrem Kellergewölbe (Kelder oder Kannabe) im Erdgeschoß und der rauchgeschwärzten Küche im oberen Stock, die man über eine Außenstiege erreichte, sind verschwunden. An ihrer Stelle finden sich nun schmucke Häuschen mit Dachziegeln anstelle der Holzschindeln und mit aufragenden Fernsehantennen (16).

Die "zimbrische Bauart" weicht beträchtlich vom Baustil der übrigen Lessinia ab. Hier sind die Wohnstätten sehr einfach gebaut und ihre Raumaufteilung weist Ähnlichkeit mit Häusern anderer Veroneser Gebiete auf (17). Ganz anders ist die Situation in den Ortschaften des unteren Tals, wo die städtebauliche Struktur durch die besseren Verkehrsverbindungen begünstigt wird. Aus diesem Grund zeigen das früher prunkvolle Cognola di Colli (18), der ehemalige Sommerfrischeort der vornehmen Leute, Illasi (19) und das wegen seiner günstigen geographischen Lage zum Verwaltungszentrum gewordene Tregnago (20) verschiedenste Eigentümlichkeiten, die nicht immer durch eine adäquate Entwicklung in wechselseitigem Zusammenhang stehen. Es erfolgte nämlich die Besiedlung auf ziemlich unterschiedliche Weise und in verschiedenen Epochen. Die römische Kultur drang bis zur Mitte des Tales vor und hinterließ bis heute deutlich erkennbare Spuren (21). Ihr folgte die mittelalterliche Kultur, die sich in die bestehende Aufteilung des Gebietes in Zenturien einfügte und neue Ortschaften mit zahlreichen Kirchen entlang der gesamten Längsachse der Lessinia entstehen ließ (22): oft wurden die Pfarreien zu starken Machtzentren, die ihren Einfluß im Laufe der Jahrhunderte immer weiter ausbreiteten und damit Gebiete und Strukturen, die reich an Kultur waren, schufen (23).

Das gesamte Gebiet der Lessinia - nicht nur der in der Ausstellung gezeigte Teil - wurde von einer unregelmäßigen Aufeinanderfolge von Besiedlungen überschwemmt, deren ökologische Bedeutung in Hinsicht auf eine moderne anthropologische Betrachtungsweise nur von wenigen erkannt wurde (24). Das schließt nicht aus, daß genug getan wurde, ein Gebiet und eine Volksgruppe bekannt zu machen, die in der Veroneser Gegend und in ganz Venetien nahezu beispiellos dasteht (25).

Der zweite Teil der Ausstellung ist den seit Jahrhunderten in der Lessinia praktizierten Arbeiten gewidmet.

Die gesamte Veroneser Bergbevölkerung verband dabei der Kampf ums Überleben. Die Bewohner stellten mit eigener Hand Werkzeuge und Geräte her, womit sie ihr armes und rauhes Leben ein wenig erleichtern konnten. Trotzdem ist bis jetzt weder eine Geschichte des Handwerks noch eine wirtschaftliche Studie über die Lessinia verfaßt worden. Es besteht kein Zweifel, daß eine sozial-chronologische Untersuchung einer Studie über die Wirtschaftsgeschichte dieses Gebietes gleichkäme. Die Arbeit stand mit den Bedürfnissen des Menschen in engstem Zusammenhang, war fast immer lebensnotwendig und erforderte gute organisatorische Fähigkeiten und beträchtliche physische Kräfte. Das Produkt zeichnete sich durch einen sehr eigenständigen, nichtstädtischen Charakter aus (26). Eine der häufigsten Tätigkeiten war die Viehzucht: schon immer eignete sich der Boden sehr gut dafür. Unter den Formen der Viehzucht nahm die Almwirtschaft mit ihrem witterungs- und jahreszeitlich bedingten Rhythmus die erste Stelle ein (27). Der uralte Brauch, die Tiere (vor allem Kühe, früher auch Schafe) auf die Almen zu führen, setzt sich heute in immer stärkerem Ausmaß wieder durch: mit dem Wechsel der Jahreszeiten werden auch die Weideplätze gewechselt (28). Vor allem in den Sommermonaten blieben die Menschen früher bei ihren Herden. In der zimbrischen Epoche war alles durch strenge Gesetze geregelt (29), und auch heute noch unterliegt die Weidewirtschaft genauen Gepflogenheiten. Die Arbeit des Senners ist hart, sie besteht aus Melken, Versorgung der Tiere und Verarbeitung der Milch. Die Ausstellung dokumentiert diese Arbeit durch die wirklichkeitsgetreue Nachbildung einer Sennhütte und der zur Herstellung von Butter und Käse erforderlichen Sennereigeräte (30). Die meiste und wichtigste Arbeit hatte der Hirte zu verrichten. In der Lessinia waren aber noch andere Arbeiten notwendig, um den Lebensunterhalt zu sichern. Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese verschiedenen Arbeiten oft einander ergänzten und nur zusammen ausreichten, die Familie zu erhalten. Dies rechtfertigt die Tafeln, die sich mit der Heuernte (31), der Schweinezucht und Fleischkonservierung (32), der Bienenzucht (33) und mit der Seidenraupenzucht (34) beschäftigen. Ein bedeutender Platz wurde in der Ausstellung der Spinnerei und Weberei eingeräumt (35). Diese Arbeiten waren in der Lessinia nie von großer wirtschaftlicher Bedeutung, sondern wurden hauptsächlich in den Familien betrieben. In einigen Ge-

genden existieren zwar noch die Gerätschaften, doch die Erzeugnisse sind kaum mehr auffindbar. Dieser Wirtschaftszweig war unter den ersten, die durch das Aufkommen der Maschinen und die relativ niedrigen Produktionskosten industrieller Güter völlig verdrängt wurden. Der schnelle Rückgang der Schafzucht und der Schafwollverarbeitung durch das Aufkommen ertragreicherer Arbeitsmethoden hat nicht unbeträchtlich zum Aussterben der häuslichen Spinnerei und Weberei beigetragen. Auch die Verarbeitung von Hanf, der einst auf den Hängen der Hügel angebaut worden war, ist nahezu verschwunden. Der Flachsanbau, der zur Römerzeit in einigen Gegenden (wie z.B. in Colognola ai Colli) seine Blütezeit erlebte, hat sich wegen der rauen Bedingungen im Bergland nie durchsetzen können.

Eine weitere Arbeit, die in der ganzen Lessinia und auch in den Dreizehn Gemeinden betrieben wurde, war der Steinabbau. Besonders in Epochen, als man den Stein zum Dachdecken, für den Hausbau, für Kapitelle und Bögen verwendete, war das Steinverarbeitungsgewerbe von großer Bedeutung, wenn es auch wegen der wenigen zur Verfügung stehenden Werkzeuge außerordentlich mühevoll und schwierig war. Die Tafeln der Ausstellung sollen das veranschaulichen und darüber hinaus zeigen, daß die Steinbearbeitung in der Lessinia sich zu einem der wichtigsten Veroneser Exportzweige entwickelte (36).

Bis in die 50er Jahre wurde von den Bergbewohnern der Lessinia eine Tätigkeit ausgeübt, die als "industria del freddo" (Industrie der Kälte) bezeichnet wurde: es war dies der Abbau des Eises, der schriftlichen Quellen zufolge bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts durchgeführt wurde. Man benötigte dazu eigene "Eiskeller", die auf wenig besonnten Nordhängen angelegt wurden und wo niedrige Temperaturen durch den Schutz der Bäume länger anhielten. Der langwierige Arbeitsvorgang des Eisabbaues, der in kälteren Wintern einträglicher war, wird in der Ausstellung auf beispielhafte Weise nachgezeichnet. Die relativ nah gelegenen Stadtzentren der Ebene und die hohe Nachfrage nach Eis (Fleischhauereien, Spitäler, Molkereien) bewirkten ein zusätzliches Einkommen der Bergbevölkerung. Zu Recht müssen die alten Eiskeller (giasare) zu den interessantesten archäologischen Funden der vorindustriellen Epoche in der Lessinia gerechnet werden (37). Das Gebiet der Lessinia war in früheren Zeiten sehr wasserreich. Die Karst- und Gebirgsquellen,

die Nähe zu den im Winter schneebedeckten Bergen führte zu einem großen Wasserreichtum. Auch heute noch - um bei einem für die zimbrische Kultur wichtigen Thema zu bleiben - erinnern Ortsnamen an Arbeiten, die mit Wasser in Zusammenhang standen. Die Gegend von Segaruan ist ein bezeichnendes Beispiel: dort existierte eine Sägemühle, die mit dem Gesenkhammer, einer heute nicht mehr gebräuchlichen Vorrichtung, arbeitete (38). Neben den kleinen Werkstätten, in denen das Holz verarbeitet wurde, sollen noch die Mühlen erwähnt werden. (In der Ausstellung wird - wie bereits erwähnt - ein typisches Modell gezeigt.) Sie waren in allen Längstälern der Lessinia zu finden und man kann sagen, daß es keinen Ort gibt, dessen Bewohner nicht von zauberhaften Fabeln aus dem "Tal der Mühlen" zu berichten wissen, wo seltsame wunderschöne Feen wohnten, die oft heimtückisch und böse sein konnten.

Die Mühle hatte weitere Wirtschaftszweige zur Folge. So wird das wichtige Thema der Verarbeitung von Mais und Getreide in der Ausstellung hinreichend dokumentiert. Das "Brotrad" war imstande, die isoliert lebende Bergbevölkerung auf vollkommene Weise zu versorgen. Diese außerordentlich leistungsfähigen, mit dem Wasser der Gebirgsbäche betriebenen Mühlen bezeugen auch heute noch auf eindrucksvolle Art den wahren Wert der menschlichen Arbeit und die schöpferische Fähigkeit ihrer Erbauer (39). Der Müller, Produzent und Händler zugleich, gehörte einer gehobenen Bevölkerungsschicht an, der darauf bedacht war, seinen Wohlstand zu gründen. Vielleicht war dies der Grund dafür, daß die Müller häufig mit den Behörden in Konflikt gerieten. Er stand oft zu Unrecht im Rufe eines Hexers, was ihm viele Unannehmlichkeiten bescherte, manchmal sogar das Leben kostete (40). Zu Recht werden heute die Mühlen, deren Instandhaltung - leider mehr noch als die der Eiskeller - gefährdet ist, als Zeugnisse einer vergangenen gewerblichen Epoche der Lessinia angesehen.

Den zweiten Teil der Ausstellung vervollständigt ein Überblick über die Geräte und Werkzeuge: hauptsächlich handelt es sich um ziemlich einfache Werkzeuge, deren Gebrauch aber für das Überleben der Bauern und Hirten und jener, die sich der Landwirtschaft widmeten, unerlässlich war. Für die Bearbeitung des kargen Bodens benötigte man gute Geräte (41). Wie in allen weniger entwickelten Gebieten der Welt, wurden diese auch in der Lessi-

nia von den Arbeitern selbst hergestellt (42): In einigen Fällen wurden die Geräte von spezialisierten Handwerkern verfertigt (43). Darunter findet man Tragekörbe, Joche, Pferdegeschirre, Wagen und andere Geräte, die von der täglichen Mühe der Bergbauern Zeugnis ablegen; solche Gegenstände unterscheiden sich von anderen, ähnlichen, die man oft in Museen findet, nur durch ihre Anpassung an die besonderen Anforderungen eines steil abfallenden und schwierigen Geländes. Die "Zimbern", Waldarbeiter und Köhler, führten auch Zimmermannsarbeiten aus (44). Ihr ursprünglicher Name hieß im Mittelhochdeutschen "Zimberer", was soviel wie Zimmermann oder Tischler bedeutete (45). Damit können die Zimbern unter jene Völker gereiht werden, deren Ursprung auf ein Handwerk zurückgeht: wie die Zigeuner (vom Persischen "Zinger" = Sattler) oder die irischen Tinker (vom Altenglischen "tinkers" = Spengler, Blechschmied) (46).

Nicht nur das obere Illasital, sondern der ganze Veroneser Teil der Lessinia waren den unumgänglichen Forderungen nach Autarkie und rechtschaffener Arbeit unterworfen. Wahrscheinlich war die Tätigkeit unserer Vorfahren ähnlich der aller Bewohner der alpinen oder voralpinen Zone, wo die Menschen gleichartigen schwierigen Bedingungen unterworfen waren (47).

Der dritte Teil der Ausstellung befaßt sich mit dem weitgefaßten und komplexen Begriff der "Volksbräuche". Es war schwierig, unter den vielen erhaltenen Bräuchen eine Auswahl zu treffen. Daher schien es günstig, die auffälligsten, üblichsten und von allen Bergvölkern in ähnlicher Weise geübten Bräuche anzuführen. Wer sich mit anthropologischen Studien befaßt, kann nicht umhin, den Lebenszyklus zu betrachten, von dem hier drei wichtige Momente erfaßt werden. Verschiedene Bedingungen, mehr oder minder komplexe Faktoren, begründen die unterschiedlichen Verhaltensweisen der Menschen; es würde zu weit führen, darüber zu theoretisieren. Man kann sagen, daß die Überreste der zimbrischen und im weiteren Sinn der Kultur der ganzen Lessinia bis zum heutigen Tag teilweise noch mündlich überliefert werden. Die mündliche Überlieferung wird zur historischen Quelle und gewinnt in der Folge Bedeutung als eine Kette von Zeugnissen. Dort aber, wo die mündliche Überlieferung durch den Gegenstand oder das Fundstück ersetzt wird, bietet sich ein völlig anderes Bild: in einer Gesellschaft von Analphabeten, wie es jahrhundertlang in der Lessinia

der Fall war, ist eine Unterscheidung nicht immer eindeutig zu treffen, weil das Band zwischen den Generationen ein Zusammenwirken von Gebräuchen und Sitten war, die vorbehaltlos angenommen und im täglichen Leben umgesetzt wurden. Manchmal handelte es sich dabei um eine Einzelperson oder von der Gesellschaft auferlegte und gewollte oder bewußt ausgelöschte Überlieferung, die aber stets die Kultur mitbestimmte (48).

Es steht uns nicht zu, die inneren Abläufe und Symbole der Quellen und Zeugnisse auf ihre Richtigkeit oder mögliche Verzerrung im Laufe der Überlieferung zu überprüfen; wir können aber ruhig behaupten, daß die Beschreibung der hier erwähnten Bräuche die Endergebnisse von nunmehr beglaubigten Untersuchungen über die Lessinia sind, welche eine so große Verbreitung gefunden haben, daß über ihre Echtheit kein Zweifel besteht. Diese Zeugnisse der Vergangenheit sind mittlerweile Geschichte geworden, zur ethnischen Geschichte eines Mikrokosmos. Was das Gebiet der Dreizehn Gemeinden und somit direkt die zimbri-sche Tradition betrifft, ist nichts Geschriebenes erhalten geblieben, jedoch wissen wir, daß diese Tradition bereits im Verschwinden war, als Napoleon ihre Dokumentation veranlaßte (49). Die Autarkie, die isolierte Lage und die Entfernung von den großen Siedlungszentren begünstigte das Fortbestehen des Volksglaubens und der jahrtausendealten Gepflogenheiten. So mancher erzählt noch in vollem Glauben, den er aber aus Scham bestreitet, eine geheimnisvolle "Geschichte" oder berichtet von einem Unheil, das durch die Schuld eines Menschen geschehen war, der übernatürliche Kräfte besaß. Nicht selten trifft man in der Lessinia Leute, die behaupten, schon seit jeher die Schreie und Gesänge der Zauberwesen zu vernehmen: trotz der neuen Zeiten und des Fernsehens, das die Bräuche und Mythen gewaltsam zerstört, gibt es Menschen, die an den althergebrachten Bräuchen und eingefleischten Regeln festhalten und eine Mißachtung nicht zulassen. Die Riten der Geburt, des Wochenbetts, der Jugendzeit, der Verlobung, der Hochzeit und des Todes scheinen Initiationspraktiken zu sein, auch wenn sie heute nicht mehr in der alten Weise geübt werden. Das gleiche gilt für jene Bräuche, die im Zusammenhang mit dem Wechsel der Jahreszeiten stehen und die hier nicht näher behandelt werden können. Der Bergbewohner hielt sich gewissenhaft an die für bestimmte Arbeiten geltenden Regeln: sie befolgten sozusagen einen ungeschriebenen Katechismus, dem

sie sich ohne Versöhnungsriten beugten und dessen Härte sie auf sich nahmen, um den natürlichen Kreislauf nicht zu unterbrechen.

Die großen Ereignisse in einem Menschenleben haben bei allen Völkern einen außergewöhnlichen Stellenwert gehabt und die Freuden- und Trauergesänge begleiteten seit jeher die Rituale. In der Veroneser Volksliteratur findet man davon eine geschickt zusammengestellte Sammlung (50). Im ausschließlich den Zimbern gewidmeten Teil der Sammlung findet man dazu aufschlußreiche Studien (51), die zum Teil zwar fragmentarisch, aber deshalb nicht weniger bedeutend sind (52).

Ein weiteres, hervorstechendes, noch nicht verschwundenes Element ist die Religiosität, die nunmehr jeglicher Personifizierung und Ausschmückung entbehrt. Sie fand in Opferriten und Prozessionen ihren Ausdruck, man stellte Bildstöcke und Stelen auf, bemalte Wände mit Fresken und errichtete an ruhigen Wegkreuzungen Andachtsstätten. Im religiösen Leben der Lessinia gibt es eine ganze Kasuistik, ein in ständiger Bewegung befindliches, wenn auch in schwach entwickelte Traditionen eingeschlossenes System. Heilige, Schutzpatrone und Wundertäter (Hl. Rocco, Hl. Abt Antonius, Hl. Valentin, Hl. Lucia etc.) nahmen im Glaubensleben der Bergbewohner einen bedeutenden Platz ein: sie waren für die Fruchtbarkeit der Felder zuständig, bewirkten den Regen, hielten Seuchen fern, heilten körperliche Gebrechen bei Mensch und Tier (53). Eine Vermischung von heiligen und profanen Elementen gab es dort, wo religiöse Feste alte heidnische Riten weiterführten oder den aus magischen Riten entstandenen Volksglauben wieder aufnahmen.

Ein Ritual findet in der Ausstellung mangels Dokumentationsmaterials keine Erwähnung: es handelt sich dabei um ein der Religion der Zimbern zugeschriebenes Ritual, das in deutschsprachigen Ländern eine Entsprechung hat und hier auch dazu dient - als wenn das noch nötig wäre - das Deutschtum dieses anderssprachigen Volkes der Dreizehn Gemeinden zu bekräftigen. In der vorher erwähnten Erhebung unter Napoleon wird von einem Brauch berichtet, der darin bestand, daß der Pfarrer all jenen, die am Festtag des Hl. Evangelisten Johannes am Altar vorbeizogen, einen Schluck Wein reichte (54). War dies ein Akt der Versöhnung, der das Unheil fernhalten sollte? Oder war es eine Danksagung an den Heiligen, der das Übel abgewendet hatte?

Der apotropäische Wert des "poculum Joannis" ist

durch Kulturübertragung auf die Hochzeitsfeier der Brautleute übergegangen; deshalb sagt man immer noch das Sprichwort: "An Johannis Segen ist alles gelegen."

Die Sagenwelt der Lessinia, reich an unzähligen Varianten, müßte wegen der zahlreichen Neuererscheinungen nicht eigens erwähnt werden. Aber vielleicht ist es von Nutzen, für die Leser, die sie nicht kennen, zu wiederholen, wie wichtig sie in der Tradition der Lessinia gewesen ist: Für ein Volk, auf schroffen Hängen verschanzt, unverfälscht, frei von Einflüssen von außen, war das Erfinden von Mythen und Fabelwesen eine Notwendigkeit. So entstanden die "genti beate" (bei den Zimbern "Sealagan laute"), die "fade", die "anguane", die "orchi", alles Hexen im weitesten Sinn; keine Wolfmensen, jedoch zuweilen von halbtierischer Gestalt, nicht Bringer schrecklichen Unheils, aber zu Bosheiten fähig, nicht aus geheimen Initiationsriten stammende Mächte, jedoch mit okkulten Kräften ausgestattet. Sie übten Zauberei aus, bisweilen nur zaghaft, aber stets ernst genommen. Sie waren in der Regel weiblich (außer den "orchi"), von lieblichem Aussehen und rachsüchtigem Herzen, gelegentlich freigiebig und manchmal gute Ehefrauen, neidisch und eifersüchtig auf ihre Zauberkraft, dabei wunderschöne Mädchen, die leicht bezaubern konnten(55).

Die Hexen der Lessinia wurden nie in einen gedanklichen Zusammenhang gestellt, und dadurch ist auch heute noch eine genaue Kodifizierung schwierig (56).

Wenn es auch Ähnlichkeit und einige Berührungspunkte zwischen den "orchi" der Lessinia (57) und solchen der Gegend jenseits der Alpen (58) gibt, existiert hingegen keinerlei Verbindung zwischen den heilkundigen Hexen des deutschen Sprachraumes (wer denkt hier nicht an das Bild "Hexen, die Bauern kurieren" von P. Breughel?) und den "anguane", den süß-singenden Bewohnerinnen der Quellen, oder den "fade" (Frauen von großer Schönheit – aber mit Pferdefüßen, die unauslöschliche Zeichen auf Männern zurückließen) oder mit den "genti beate", den in Baumrinde gehüllten Mädchen.

In Giazza erzählt man sich eine makabere Sage, die sich stets Anfang November längs des Wildbachs abspielt:

Gemeinsam mit den anderen Toten geht eine Frau, die ein brennendes Licht hält – aber es ist ihr Arm, der brennt (59). Zu dieser Sage finden sich Paral-

lelen in vielen Teilen Italiens und sie ist auch im übrigen Europa bekannt.

Gelegenheit zum Erzählen bot sich an den langen Winterabenden beim "filò", beim "Häuten" der Maiskolben oder beim Spinnen. Hievon führt die Redensart "fare filò" her, d.h. um etwas herumsitzen und erzählen, oder einfach plaudern (60).

Auch die Musik hat im Illasital beachtliche Bedeutung gehabt, ohne jedoch große Meister hervorzubringen; es handelte sich um volkstümliche Musik, die die Wechselfälle des Lebens oder bedeutende Ereignisse begleitete. Nicht immer wurde sie von kirchlichen Autoritäten geduldet, die oft Feste und einfache Vergnügungen als "sündig" verhin- derten. Ein erst kürzlich verstorbenen bekannter Musiker hat darüber ein bescheidenes, aber ehrliches Gedicht hinterlassen (61).

Im zimbrischen Gebiet ist ein Brauch deutschen Ursprungs überliefert, der schon seit über hundert Jahren nicht mehr ausgeführt wurde, wegen seiner apotropäischen Bedeutung aber von größtem Interesse ist: der Reigentanz unter der Linde, den schon D. Kardel in einem Kupferstich verewigt hat (62).

Es wird zwar behauptet, daß zimbrische Musik aus den Dreizehn Gemeinden erhalten ist, was uns jedoch verwunderlich erscheint (63).

Die Spiele, denen die Ausstellung eine Tafel widmet, erwecken in jedermann kindliche Erinnerungen und unbeschwerte Augenblicke. Sie waren an eine örtliche Kultur gebunden und Eigentum der Gemeinschaft, die die sorgfältig gehüteten Gebräuche an die Kleinsten weitergab. Die "Lippa" (ein Kinderspiel, bei dem ein Holzseil mit einem Stock in die Luft geschleudert wird), die "Campana", das "rombo-rotella", das Nachlaufen und Versteckenspielen, das ärmliche Spielzeug, haben jahrhundertlang die Grundlage der Kinderspiele gebildet. Sie änderten sich mit den Lebensjahren, bis das Alter unvermeidlich und mit gewisser Wehmut das Spiel als Vergnügen und geistige Vorbereitung auf das Leben vergessen ließ.

Es gibt keine Studie über die Spiele in der Lessinia, wohl weil diese sich nicht viel von denen der Altersgenossen in der Ebene unterscheiden: im Gegenteil - einige Spiele haben durch ihre Verbreitung über ausgedehnte Gebiete bewiesen, daß zumindest auf diesem Gebiet Rassen und Kulturen nie einen bedeutenden Einfluß auf die natürliche Kreativität der Kinder genommen haben. Zur Zeit entdecken die Kinder - nach soviel Fernsehen - wieder den Geschmack am Beisammensein und an

Spielen, die man schon unwiederbringlich verloren glaubte (64).

Die letzte Tafel der Ausstellung ist einem typisch zimbrischen Aspekt der Folklore gewidmet. Es finden sich hierzu keine Parallelen in anderen Gebieten, deshalb ist das Wenige an Dokumentationsmaterial, das trotz der Vernachlässigung im Lauf der Zeit auf uns gekommen ist, von unschätzbarem Wert. Die "trombini" (oder "tromboni") von S. Bartolomeo delle Montagne sind heute die Hauptsehenswürdigkeit und das einzige fast unverändert gebliebene Erbe eines jahrhundertealten Rituals, das ursprünglich nicht nur friedfertigen Zwecken diente. Als das zimbrische Gebiet die Gemeinde S. Bartolomei zum Hauptort hatte (damals wurde die gesamte Gegend "Montagna Alta del Carbon" oder "Vicariatus montaneorum" genannt), waren die "trombini" eine Angriffs- und Verteidigungswaffe, wenn auch von begrenztem Ausmaß. Mit der Zeit verloren sie diese Funktion, dafür blieben sie als ein choreographisches Element zur Betonung der kleineren und größeren Geschehnisse im Ort erhalten. Heute wiederholen die "Pistonieri" bei ihren wiederaufgekommenen Darbietungen die reichen Rituale von einst und zeigen so ein Stück typisch lokalen Lebens vor (65).

Zum Schluß ist es wohl angebracht, das Augenmerk des Besuchers auf das Kunsthandwerk der Schmiede zu lenken, das im Illasital direkt zu Füßen der zimbrischen Siedlungen beheimatet ist und das sowohl eine große Persönlichkeit aufweisen kann, wie auch eine ansehnliche Anzahl von noch heute tätigen Werkstätten. Der Kreuzweg von Roberto da Ronco (besser als Berto da Cogólo bekannt) ist vermutlich eine der ausdrucksvollsten Arbeiten der Schmiedekunst der Lessinia. Er hat sich Unsterblichkeit erworben (66), wenn er auch, selbst unter Fachleuten, viel zu wenig bekannt ist; denn er hat eine an sich bescheidene Kunst erhöht, die in den vergangenen Jahrhunderten bemerkenswert erfolgreich war und von hervorragenden Persönlichkeiten getragen wurde. Sicher handelt es sich bei Berto da Cogólo um einen einmaligen Künstler (67), der in einer jahrhundertealten lokalen Tradition des Schmiedekunsthandwerkes in Val d'Illasi steht (68). Kunstwerke, wie die von Berto, deren Zahl nicht allzu groß ist, werden heute allerdings kaum mehr geschaffen.

Es haben sich nämlich die kulturellen Bedingungen, die ästhetischen Bedürfnisse und die gesellschaftlichen Vorstellungen, in die die einfachen Aufträge wie Geländer, Balkone, Tore und authentische

Skulpturen eingebunden waren, unwiederbringlich verändert (69).

Die Verwendung neuer, unserer modernen Welt entsprechender Materialien lassen die Zukunft der Schmiedekunst ungewiß erscheinen. Auch deswegen ist vielleicht das Werk von Roberto da Ronco so wertvoll, weil es seine Gültigkeit bis in unsere Epoche bewahrt hat.

Zuletzt sollte man logischerweise Schlüsse aus einer Ausstellung ziehen, die viel Anlaß zum Lesen bietet. Wir sind aber der Meinung, daß es dem Besucher gegenüber unangebracht wäre, da dieser wohl verstanden haben wird, daß das, was die Kultur eines kleinen Territoriums hervorgebracht hat, in seinen wichtigsten Zügen einem Grundprinzip zugeschrieben werden muß, auf dem, über die Grenzen und zeitliche Barrieren hinweg, die Entwicklung der Menschheit beruht. Nicht nur die Kultur allein, sondern auch die Zivilisation, schaffen jene Basis, auf der die Völker stehen: "Die Formen und Prozesse des gesellschaftlichen Lebens, die Mittel und Produkte der Arbeit, sowohl der geistigen als auch der materiellen." (70)

Zu Recht hat sich eine bedeutende Wissenschaftlerin gefragt: "Welches sind die Dinge, die alle Menschen, unabhängig von der Stufe der Zivilisation, als unerläßlichen Teil ihres Menschseins betrachten und die sie wiederherzustellen versuchen würden, sollten sie abhanden kommen oder fehlen?" Ihre Antwort war: "Ein Schutzdach als Zuflucht, Werkzeug, um einen Stein zu glätten, einen Baum zu fällen, ein Tier abzuhäuten, eine Waffe, um sich zu verteidigen, ein Fell, um sich vor dem Klima zu schützen, den Göttern Gaben opfern, das Übernatürliche schaffen, und danach trachten, daß etwas von ihnen überleben möge." (71)

Auch die Menschen der Lessinia haben das getan, und das, was die Ausstellung zeigt, ist die jahrhundertelange Folge dieses ersten Instinkts: Daher sind diese Dinge, diese Ideen und diese Erzeugnisse Teil des Erbgutes der Menschheit.

Giancarlo Volpato, Verona

Anmerkungen (1)

Vgl. A. EMILIANI, Dal museo al territorio, Bologna, Alfa, 1974, S. 157

(2)

Über die Bedeutung der Fotografie in der Dokumentation lese man: Antropologia visiva. La fotografia a cura di S. Spini, Sonderheft von "La

ricerca folklorica", 1980 (Brescia, Grafo, 1980)

(3)

Eine tiefgreifende Analyse des Themas und seiner übergeordneten Begriffe auf volkskundlichem Gebiet findet man in: G. B. BRONZINI, Homo laborans, Galatina, Congedo, 1985, S. 132 ff.

(4)

Die Arbeit der Bauern ist unter sämtlichen Tätigkeitsbereichen und in Anbetracht des großen hervorgerufenen Interesses und der menschlichen Dimension am eindrucksvollsten analysiert worden. Als Beispiele seien genannt: Il mestiere del contadino, herausgegeben vom comune di Buonconvento, Siena, Arteditoria Periccioli, 1979 und Lavoro contadino: fotografia e disegno tecnico, Bologna, Ist. Beni Artistici e Culturali per l'Emilia, 1983. Es gibt noch keine Gesamtstudie über die Tätigkeits- und Handwerksbereiche der Lessinia. Gegenwärtig sind zwei geschichtliche Studien in Vorbereitung, die am "Convegno sul 700 anniversario dell' insediamento "cimbri" nei Tredici Comuni Veronesi" (Kongreß zur 700-Jahr Feier der zimbrischen Besiedlung der Dreizehn Veroneser Gemeinden)", angesetzt für den 7. November 1987, vorgestellt werden. Es handelt sich um zwei Referate von F. VECCHIATO, Ghallet sust sier gheat in Presaon (Die Dreizehn Gemeinden im modernen Zeitalter: Ein Gebirge als Werkstätte) und von A. OLIVIERI, Eretici e mestieri in Lessinia (Häretiker und Handwerk in der Lessinia): Beide Aufsätze werden zu Beginn des Jahres 1988 herausgegeben werden. Gegenwärtig gibt es nur Studien zu einzelnen "Handwerken", die ich später noch zitieren werde.

(5)

Die Ausstellung hält sich im Rahmen des Möglichen und in Anbetracht der Vielfalt der Gegenstände und Themen - wenn auch auf ein Gebiet beschränkt - an jene Kriterien der Wissenschaftlichkeit, die man im wesentlichen aus den allgemeinen Äußerungen lesen kann. In Wirklichkeit haben wir es dann mit einem leichtverständlichen Wortschatz und einfach zu lesenden Tafeln zu tun, die zur Frische und Leichtigkeit der gesamten Ausstellung beitragen.

Wir wollten die theoretischen Begriffe ins Gedächtnis zurückrufen, um den mit der Materie vertrauten Personen eine tiefergehende Beschäftigung mit dem Thema zu erleichtern. Viel klarer und genauer findet sich grundsätzliche Literatur in allen Handbüchern. Nur um einige zu nennen: W. SCHMIDT, Handbuch der Methode der kulturhistorischen Ethnologie, Paris, Plon, 1958. R. B. TAYLOR,

Elementi di antropologia culturale, Bologna, Il Mulino, 1972. B. BERNARDI, Uomo cultura società, Milano, Angeli, 1982.

(6)

Vgl. U. SAURO, Il paesaggio degli alti Lessini. Studio geomorfologico, Verona, Museo Civico di Storia Naturale, 1973 und D. BORGHETTI, La valle d'Illaso. Studio di geografia, Venezia, Ferrari, 1939.

(7)

Vgl. C. MUZZOLON, La Val d'Illasi: un'area di trasformazione, Verona, Università degli Studi, 1972. Noch spezieller ist der Aufsatz von G. RIZZO, L'avicoltura veronese: un esempio di integrazione tra industria e agricoltura, in Studi geografici in onore di Aldo Sestini, Firenze, Società di Studi Geografici, 1982, S. 895 - 913

(8)

Vgl. E. MONTRESOR - F. PECCI - R. RIZZOTTO, Aspetti dell'agricoltura in Lessinia dalla fine del secolo XIX ad oggi. Alcune prospettive per il futuro in "La Lessinia ieri oggi domani", 1981, S. 155 - 168

(9)

Sehr interessant für die volkstümlich-historische Rekonstruktion ist der Aufsatz von A. BENETTI, Gli uccelli nella cultura popolare della Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1981, S. 7 - 22. Hier wird eine vollständige Übersicht über die Vogelwelt geboten.

(10)

Zur genaueren Information lese man: Civiltà cimbra. La cultura dei Tredici Comuni Veronesi, hrsg. von G. Volpato, Verona, Bi & Gi, 1983. Man findet hier auch eine umfangreiche Biographie.

(11)

Über die schöpferische Begabung der Menschen der Lessinia, die nach vorhergehender Planung kleine Ansiedlungen zu bauen imstande waren, lese man die kurze Erläuterung von G. MATTIOLI - G. PIGOZZI - L. COBELLO, Le forme architettoniche. La contrada Pagani di Compofontana nell'evoluzione del suo habitat in Civiltà cimbra, cit., S. 163 - 170

(12)

Vgl. L. FRANZONI, Scultura popolare dei Lessini, Neuauflage, Verona, Taucias Gareida, 1980. G. PIZZATI, Arte cimbra, Giazza, Taucias Gareida, 1979.

(13)

Vgl. G. VOLPATO, Nelle borgate dei Lessini bene-

dette dal Borromeo e popolate di esseri sorpranaturali in Tradizioni e folklore nel Veronese: alla ricerca della cultura popolare, hrsg. von G. Volpato, Verone, Ed. Il Nuovo Veronese, 1979, S. 84 - 89

(14)

Eine lange Aufzählung findet man im Aufsatz von G. FAE, Dell'arte cimbra: dalla scultura alla pittura. Indagine per un censimento degli affreschi in Civiltà cimbra, cit., S. 149 - 162. Fortgesetzt wurde die Arbeit von C. CAPORAL, Pitture murali in Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1984, S. 201 - 212

(15)

Architettura nei Monti Lessini, Vicenza, Pozza, 1963 mit Aufsätzen von L. Magagnato über die Steindörfer, von A. Pasa über die Veroneser "lastami" von F. Zorzi über die Burgen und von V. Pavan über die städtebaulichen Strukturen.

(16)

So lautete die Beschreibung von A. BARAGIOLA, La casa villereccia delle colonie tedesche veneto-tridentine, Bergamo 1908, Neuauflage, Vicenza, Comunità Montana dell' Altopiano dei Sette Comuni, 1980, besonders die Seiten 97 - 106. In den fünfziger Jahren waren noch einige wenige Beispiele auffindbar. Siehe dazu E. PADOVAN, La casa rurale nella valle dei Lessini, Firenze, Olschki, 1950.

(17)

Über diesen Unterschied lese man S. LEORATO, Struttura ed arredamento nella casa rurale in Lessinia nei primi anni del Novecento in "La Lessinia ieri oggi domani", 1987, S. 151 - 160

(18)

Vgl. D. COLTRO, Colognola ai Colli, Venezia, Arsenale, 1984

(19)

Sehr interessant ist die historische Rekonstruktion einer sehr einflußreichen Familie im Tal, die auch beispielhaft für andere vornehme Häuser stehen könnte. Vgl. F. VECCHIATO, Una signoria rurale nella Repubblica veneta. I Pompei d'Illasi, Verona, Libreria Universitaria Editrice, 1986

(20)

Vgl. V. VERCELLONI, Tregnago, una borgata del Veronese nella storia dell'architettura in "Architetti Verona" III (1961), 10, S. 9 - 19 und neuer, B. DOLCETTA, Il piano regolatore generale di Tregnago in "La Lessinia ieri oggi domani", 1985, S. 7 - 14

(21)

Vgl. L. FRANZONI, Edizione archeologica della Carta d'Italia al 100.000. Foglio 49, Verona, Firenze, I.G.M., 1975

(22)

Von einiger Nützlichkeit ist das kleine Werk von A. BENETTI, Le pievi veronesi dell'agro centuriato "athesino": Illasi - Tregnago, Verona 1973

(23)

Von allen bedeutenden Pfarreien des Gebiets, soll die "Abbazia di San Pietro" in Badia Calavena genannt werden, die großen Einfluß in der gesamten Lessinia hatte. Siehe dazu: C. CIPOLLA, La popolazione dei XIII Comuni Veronesi, Venezia 1882, Neuauflage Verona, Taucias Gareida, 1978, passim.

(24)

Auf ganz neue und authentische Weise mit der Lessinia beschäftigt, hat sich E. TURRI, La Lessinia. La natura e l'uomo nel paesaggio, Verona, Ed. "Vita Veronese", 1970

(25) "Terra Cimbra"; wenn man auch die Forschung und publizierten Studien auf wissenschaftlichem Niveau gehalten hat, so hat man die Bedeutung einer richtigen Kenntnis des "zimbrischen" Landes und seiner Umgebung nie vergessen. Auch Zeitungen und Zeitschriften haben dafür Interesse gezeigt. Als Beispiele seien hier erwähnt: G. VOLPATO, Tra le genziane fiorite della Val d'Illasi in "7 PV", I (1984), 4 - 5, S. 106 - 109. N. CENNI, E'proprio questa la terra dove vivevano i Cimbri in "Il Giornale", 5. März 1985, S. 13 und G. VOLPATO, La memoria dei Cimbri perduti in "7 PV", II (1985), 1 - 2 - 3, S. 159 - 163.

(26)

Vgl. Arte e artigianato in Lessinia, hrsg. von G. Volpato und P. Piazzola, Verona, Stimmgraf, 1984, S. 8 - 9.

(27) Die Almwirtschaft ist - was die Lessinia betrifft - auch in ihrem ökonomisch-agrarischen Spiegel betrachtet worden. Dazu lese man B. BERNI - R. RIZZOTTO, L'alpeggio in "La Lessinia ieri oggi domani", 1979, S. 39 - 49.

(28)

Der hervorragende Aufsatz von P. PIAZZOLA, "Cargar montagna. Per una storia dell'alpeggio in Lessinia" in "Terra Cimbra", XV (1984), 56 - 57 (Jänner - August), S. 57 - 69 liefert uns das auch gelebte Beispiel eines Hirten.

(29)

Vgl. L. CASTELLAZZI, Gli statuti della Lessinia in Civiltà cimbra, S. 85 - 100.

(30)

Vgl. B. AVESANI - F. ZANINI, La costruzione artigianale degli atrezzi da malga in "Terra Cimbra", XVII (1986), 62 (Jänner - April), S. 43 - 51

(31)

Vgl. A. BENETTI - G. GASPERINI - L. SAURO, La fienagione in Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1984, S. 23 - 26.

(32)

Vgl. B. AVESANI - F. ZANINI, L'allevamento del maiale e le tecniche di preparazione e di conservazione delle carni suine nella tradizione popolare della Lessinia in "Terra Cimbra", XXVII (1986), 64 (September - Dezember), S. 65 - 75 und G. TASSONI, Aspetti della maialatura in Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1987, S. 127 - 134

(33)

Vgl. G. MINETTO, Testimonianze di apicoltura tradizionale in Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1986, S. 173 - 186

(34)

Es gibt noch keine Arbeit, die sich speziell mit diesem alten Erwerbszweig in der Lessinia befaßt; aber man erinnert sich jetzt noch an die vielen Bauern und Arbeiter, die Seidenraupen züchteten. Verona war unter anderem ein bedeutendes Zentrum für die Produktion und Verarbeitung. Vgl. A. M. GIRELLI, Il setificio di Verona nel '700, Milano, Giuffrè, 1969 und E. ROSSINI - M. FENNEL MAZZAOUI, La produzione dei panni di lana a Verona nei secoli XIII - XIV - XV in "Atti e Memorie dell'Accademia di Agricoltura Scienze e Lettere di Verona", XXI (1969 - 70), S. 571 - 624 und IDEM, La lana come materia prima nel Veneto sudocidentale (secc. XIII - XV) in "Vita di Giazza e di Roana", VI (1975), 23, S. 5 - 18

(35)

Vgl. G. GASPERINI, La filatura e la tessitura nella tradizione e nel costume della Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1987, S. 135 - 150.

(36)

Für die künstlerische Seite siehe Architettura dei monti Lessini, cit.; über die örtlichen Gebräuche lese man G. GASPERINI, I tetti della Lessinia in "La Lessinia ieri oggi domani", 1982, S. 35 - 48. Über die Lage der Steinbrüche vgl. E. FILIPPI, Geografia della pietra di Prun, Verona, Comunità Montana della Lessinia, 1982.

(37)

Über diese wichtige Tätigkeit lese man E. TURRI, Un'attività scomparsa sui Lessini: la produzione e

il commercio del ghiaccio in "Atti e Memorie dell'Acc. di Agr. Sc. e Lett. di Verona", serie VI, vol. XXIII (1971 - 1972), S. 411 - 422.

(38)

Sehr interessant, weil auch in zimbrischer Sprache verfaßt, ist der Artikel von A. FABBRIS, In maije/ Il maglio in "Terra Cimbra", XVIII (1987), 65 (Jänner - April, S. 23 - 24. Nicht zu vergessen C. NORDERA, De muln von Ljetzan (I mulini di Giazza) in "Ljetzan/Giazza", I (1968), 3, S. 27 und 4, S. 27.

(39)

Ein hervorragender, didaktisch und wissenschaftlich außerordentlich gut verfaßter Band, ist jener von B. AVESANI - F. ZANINI, La ruota del pane, Verona, Ediz. Scaligere, 1987. Nicht zu vergessen die beiden Aufsätze von G. VERONESI, I mulini della Valpantena in "La Lessinia ieri oggi domani", 1981, S. 139 - 146 und 1982, S. 55 - 66. Einen umfassenderen Einblick gewährt das mit großer Genauigkeit verfaßte Buch von G. SEBESTA, "La via dei mulini". Dall'esperienza della mietitura dell'arte di macinare, San Michele all'Adige, Museo Provinciale degli Usi e Costumi della Gente Trentina, 1977

(40)

In der Lessinia entzog er sich nicht dem Schicksal seiner anderen Gefährten; dies wird aus einer Studie von A. OLIVIERI hervorgehen, die sich gerade in Vorbereitung befindet: A. OLIVIERI, Eretici e mestieri in Lessinia, cit. Der Aufsatz von G. GINZBURG ist, wen nauch nur auf einen Mikrokosmos bezogen, beispielhaft: C. GINZBURG, Il formaggio e i vermi. Il cosmo di un mugnaio del '500, Neuauf- lage, Torino, Einaudi, 1986.

(41)

Sehr schön der Aufsatz von P. PIAZZOLA, La lavorazione del legno come esigenza del montanaro in Arte e artigianato ..., cit., S. 43 - 52. Von großer didaktischer Dichte ist die Studie von B. AVESANI - F. ZANINI, I mezzi di trasporto costruiti dai contradini in "La Lessinia ieri oggi domani", 1984, S. 157 - 172.

Auch andere "zimbrische" Gemeinden sind für die Holzverarbeitung bekannt, ganz besonders aber die Minderheitsgruppe von Cansiglio in der Provinz von Belluno; vgl. A. PAVAN, Voci di Cimbri "scatolieri" in "L'illustrazione Italiana", N. S., CXV (1987), 46, S. 108 - 115.

(42) Vgl. G. SEBESTA, I mestieri, gli attrezzi, i vestiti in Introduzione e ricerche etnografiche nel Veneto, Vicenza, Accademia Olimpica, 1981

und G. SIMONATO, Mestieri de 'na volta, Vicenza, Camera di Commercio, 1986 und schließlich A. BERNARDI - U. RAFFAELLI, Il lavoro perduto, Trento, Saturnia, 1982

(43)

Vgl. B. AVESANI - F. ZANINI, Il carradore: arte e tecnica nella costruzione dei mezzi di trasporto locali in "La Lessinia ieri oggi domani", 1983, S. 145 - 162

(44)

Vgl. A. CRISMA, Il boscaiolo: un mestiere tipico della Lessinia "cimbra" in "Terra Cimbra", XV (1984), 58 (Sept. - Dez.), S. 63 - 73

(45)

Vgl. G. Rapelli, Testi cimbri, Verona, Bi & Gi, 1981, s. 14

(46)

Vgl. F. REHFISCH, Gypsies, Tinkers and other Travellers, London, Academic Press, 1975

(47)

Viele Ähnlichkeiten bestehen zu Manufakturen österreichischer Bauern; vgl. L. SCHMIDT, Volkskunst in Österreich, Wien, Forum Verlag, 1966, passim.

(48)

Eine weitausholende Abhandlung der Theoretisierung dieser Prinzipien findet man bei J. VANSINA, La tradizione orale, Saggio di metodologia storica, Roma, Officina, 1976.

(49)

Vgl. G. TASSONI, Arti e tradizioni popolari. Le inchieste napoleoniche sui costumi e le tradizioni nel Regno italico, Bellinzano, La Vesconta, 1973; das Kapitel, welches sich auf das Etschland bezieht, findet man auf den Seiten 200 - 214. Man erhält dort wertvolle Auskunft über die "zimbrischen" Bräuche.

(50)

Von allen bis jetzt erschienenen Arbeiten ist diejenige von E. BONOMI wegen der großen Genauigkeit besonders hervorzuheben: E. BONOMI, Vita e tradizione in Lessinia, Museo di Camposilvano - Museo di Boscochiesanuova 1982; weiter wäre zu nennen G. M. CAMBIE, Tradizioni popolari veronesi, Verona, "Vita Veronese", 1967.

(51)

Vgl. B. SCHWEIZER, Usanze popolari cimbre nel corso dell'anno, Neuauflage, Giazza, Taucias Gareida, 1982 und G. RAPELLI, I frammenti del Righi su Giazza in "Terra Cimbra", XVI (1985), 59 (Jänner - April), S. 11 - 44

(52)

für die "Zimbern") beschränkt, ist der Aufsatz von C. BERGAMINI - P. PIAZZOLA, Immagini e memorie della vita tradizionale in Campofontana. Frammenti di storia e di vita d'una comunità "cimbra" della Lessinia orientale, hrsg. von P. Piazzola, Campofontana 1986, S. 65 - 82.

(53)

Vgl. D. L. NORDERA, Contenuti religiosi della popolazione "cimbra" dei Tredici Comuni Veronesi, Giazza, Taucias Gareida, 1981 und C. CAPORAL, La "fede" scolpita nella roccia e impressa nel colore in Campofontana 1986, S. 53 - 65

(54)

Vgl. G. TASSONI, Poculum Joannis: un'altra prova del germanesimo in terra "cimbra" in "Terra Cimbra", IX (1978), 36 (Okt. - Dez.), S. 5 - 8. Was die Verbreitung in die deutschsprachigen Dörfer betrifft, lese man: H. SOMMER, Die Heiligenninne als kirchlicher und volkstümlicher Brauch in "Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde", 1954, 5.

(55)

G. VOLPATO, Di alcune credenze popolari sopravvissute nella Lessinia in "Vita di Giazza e di Roana", VI (1975), 22 (Apr. - Juni), S. 5 - 11; A. CALVETTI, Della anguane e di altri esseri soprannaturali delle tradizioni venete in "Ibidem", VI (1975), S. 5 - 9; G. TASSONI, Folklore e società. Studi di demologia padana, Firenze, Olschki, 1977, S. 141 - 178 und G. VOLPATO, Di alcune fiabe di magia a Campofontana in Campofontana ..., cit., S. 41 - 52.

(56)

Vgl. G. RAMA, Le streghe nella leggenda tredicimunicipiana in "Terra Cimbra", XI (1984), 56 - 67, S. 71 - 74.

(57)

A. BENETTI, Orchi e altri abitatori fantastici delle grotte e dei covoli della Lessinia in Tradizioni e folklore nel Veronese ..., cit., S. 90 - 95.

(58)

Vgl. B. DIETER, Der Orke, München, Fink, 1974.

(59)

Vgl. G. SOLINAS, La notte dei morti in Civiltà cimbra, cit., S. 193 - 201.

(60)

Viele Fabeln findet man gesammelt bei: A. BENETTI, I racconti dei "filò" dei Monto Lessini, Museo di Camposilvano - Museo Boscohiesanuova 1983 und in B. SCHWEIZER, Le credenze dei Cimbrici nelle forze della natura, Neuauflage, Giazza, Taucias Gareida, 1984.

(61)

Vgl. E. BONOMI, L'ultimo "campanar del ciaolo" in "La Lessinia ieri oggi domani", 1987, S. 161 - 168.

(62)

Vgl. G. TASSONI, La danza sacra in terra cimbra: il ballo tondo sotto il tiglio in Civiltà cimbra, cit., S. 185 - 192.

(63)

So C. BOLOGNA, Taucias gasinga: un patrimonio da salvare in Tradizioni e folklore ..., cit., S. 34 - 37.

(64)

Eine interessante Untersuchung nimmt E. BONOMI vor: E. BONOMI, Vita e tradizione ..., cit., passim; nachzulesen wäre auch bei A. CENNI - M. MARCHI - C. PACI, Così si giocava, Verona, Cassa di Risparmio di Verona Vicenza e Belluno 1975; eine sehr schöne Ausstellung in Verona wurde in folgendem Büchlein dokumentiert: Lassa che i zuga. I giochi delle nostre piazze e delle nostre contrade nei disegni di Vittorio Filippini, Verona. Cassa di Risparmio, 1974. Eine kurze Beschreibung einiger Kinderspiele in "zimbrischer" Sprache findet man bei E. FAGGIONI, Bia i han gamest naran (Come ho potuto giocare) in "Terra Cimbra", XVII (1986), 64 (Sept. - Dez.), S. 43 - 44. Einiges wenige in vita in Veneto, Gergamo, Walk Over, 1981.

(65)

Vgl. G. FAE, I tromboni di S. Bartolomeo, Verona, Centro Grafico Stimmatini, 1981.

(66)

Vgl. G. VOLPATO, Da Ronco, Roberti in Dizionario Biografico degli Italiani, vol. XXXII, Roma, Istituto per l'Enciclopedia Italiana, 1987, ad vocem.

(67)

Siehe G. VOLPATO, Una vita per il ferro battuto. Berto da Cogolo e la sua opera, Milano - Verona, Mondadori - Comitato per il ventennale, 1977.

(68)

Vgl. G. VOLPATO, Fabbri e battiferro in Lessinia in Arte e artigianato ..., cit., S. 31 - 42.

(69)

Vgl. G. VOLPATO, Difesa dell' "homo faber" in "Primarno" (Atti dell'Accademia Casentinese di Lettere, Arti Scienze ed Economia), n. 8 - 9 (1982 - 83), S. 43 - 58, passim.

(70)

So auch C. KLUCKHOLM - A. L. KROEBER, Il concetto di cultura, Bologna, Il Mulino, 1982, S. 51.

(71)

Vgl. M. MEAD, Popoli e paesi, Milano, Feltrinelli, 1962, S. 215 ff.

DIE SOGENANTEN ZIMBERN

Südlich des Alpenhauptkammes finden sich im Osten Oberitaliens, in den romanischen Raum eingebettet, eine Reihe deutscher Sprachinseln. Sie wurden alle im Mittelalter, wenn auch zu verschiedenen Zeitpunkten, begründet und entstammen fast ausschließlich dem Gebiet des heutigen Österreich. Zumeist fehlt es an eindeutigen historischen Zeugnissen über die Entstehungsgeschichte dieser Außenorte; die Forschung bleibt letztlich auf den Sprach- und Kulturvergleich zwischen dem Binnenland und den auswärtigen Kolonien angewiesen.

Die älteste und wissenschaftlich umstrittenste Gruppe ist die der zimbrischen Sprachinseln. Sie bestehen aus mehreren Untergruppen, von denen die älteste, die sogenannten Sieben Gemeinden oder Sette Comuni, wohl schon um 1100 auf dem Plateau von Asiago nördlich von Vicenza angelegt wurde. Gemäß der Forschungen des bayerischen Sprachgelehrten Johann Andreas Schmeidler (1) und den Untersuchungen der Wiener mundartkundlichen Schule, insbesondere durch Eberhard Kranzmayr (2) wurden diese ersten Außenorte von Westtirol, speziell aus dem Ötztal, dem Außerfern mit dem Lechtal und dem bayerischen Loisachtal angelegt, also aus dem heutigen österreichisch-bayerischen Grenzgebiet. Dafür sprechen lautliche und wortkundliche Kriterien, auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden kann. Gänzlich verfehlt, da sprachlich unhaltbar, sind Deutungen, die auf das Langobardische, Gotische oder die Sprache des nordgermanischen Volkes der Zimbern zielen. Gerade diese Zimbern, die aus Jütland, Holstein und Schleswig kommend bei ihrem Einfall in Oberitalien im Jahre 101 vor Christus durch den römischen Feldherrn Marius vernichtend geschlagen worden waren, wurden auf Grund einer in der Renaissancezeit ausgeschmückten Sage namensgebend für diese zum Schutze der Stadt Vicenza aus strategischen Gründen auf dem 1000 m hohen Plateau angesiedelten Tiroler. Die lateinische Benennung des Germanenstammes cimbr wurde dabei zum Ausgangspunkt genommen, während im Nordgermanischen, durch die Lautverschiebung bedingt, der Name mit H beginnen müßte; so lebt er noch in den dänischen Ortsbezeichnungen Himmerland und Himbärsyssel fort. Die Tatsache, daß in den wohlprivilegierten Orten der Sieben Gemeinden (Asiago/Schläge, Gallio/Gälle, Roana/Robán, Rotzo/Rotz, Foza/Fütsche, Enego/Jeneve, Lusiana/Lusian) durch die Siedler ein Tirolischer Dia-

reste hier wie im übrigen Oberitalien weiterleben. Der Bezug auf die geheimnisvollen geschlagenen Zimbern gab eine hübsche Erklärung für die Existenz germanisch-deutscher Sprachbestände in diesem Gebiet ab.

Die "Zimbern" der Sieben Gemeinden erwiesen sich ihrerseits als kolonisationsfreudig. Schon um 1200 gründeten sie die nordwestlich von Asiago gelegenen Tochttersiedlungen Folgaria/Folgreid (umgedeutet in Vielgereut) und Lavarone/Lafraun. Letzteres entsandte nochmals im 16. Jahrhundert Kolonisten, die das heute noch sprachlich und kulturell gut erhaltene Luserna/Lusern anlegten. Leider trat ja seit der napoleonischen Zeit ein Verfall des deutschen Sprachlebens in den zimbrischen Siedlungen ein. Heute ist von den genannten Bereichen die deutsche zimbrische Mundart nur in Ortsteilen von Roana und in Lusern erhalten. Das zweite bedeutende Siedelgebiet der Zimbern befindet sich nördlich von Verona. Hier wurden die Dreizehn Gemeinden oder Tredici Comuni, nach Ausweis des Sprachvergleichs von den Sieben Gemeinden aus mit neuem Zuzug von Lechtalern angelegt. Die Sprachforschung hat dafür den Zeitpunkt um 1280 errechnet, der sich mit gewissen urkundlichen Belegen in Einklang bringen läßt. Die Mundart jener Dreizehn Gemeinden in Lessinien ist deutlich jünger als die der Sieben Gemeinden, zeigt also schon eine Weiterentwicklung und zusätzlich stärkere alemannische Einflüsse. Die Bewohner selbst nennen diese ihre Sprache tautsch, also "deutsch" mit einer merkwürdigen Lautveränderung, die wohl als romanischer Einfluß (3) angesehen werden muß; in ähnlicher Weise sagt man hier Laute für "Leute", haute für "heute". Die Einflüsse des romanischen Idioms auf diese alte deutsche Mundart sind im Laufe der Jahrhunderte so gewaltig geworden, daß man schon fast von einer Mischsprache sprechen muß. Leider beschränkt sich die Erhaltung des Tautschen heute nur noch auf das Kirchdorf Giazza/Ljetzan (auch Glätzen) der Gemeinde Selva di Progno am Ende des Illasitales. Doch zeugen im ganzen Gebiet hunderte von Eigennamen von dieser verklungenen Sprachform. Die Kultur der ganzen Zone aber drückt die überkommenen Traditionen der sogenannten Zimbern in tausenderlei Formen aus.

Es ist für Österreich eine Ehrensache, diesen letzten Ausprägungen einer aus seinem Territorium gesprochen wird, schließt freilich die Möglichkeit nicht aus, daß blutsmäßig germanische Volks-

um hervorgegangenen Sprache und Kultur nachzuspüren. Insbesondere ist es aber auch den zu Italienern gewordenen "Zimbern" hoch anzurechnen, daß sie diese ihre Kultur noch lieben und zu ihr stehen. Die Sprachinselforschung vermag auf diese Weise zwischen den Völkern Europas Brücken zu schlagen.

Maria Hornung, Wien

Anmerkungen und Literaturhinweise

- (1) Johann Andreas Schmeller, Sogennanntes Cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII und XIII Comuni in den venetianischen Alpen. Mit Einleitung und Zusammenfassung im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. Bergmann, Wien 1855.
- (2) Eberhard Kranzmayer, Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart, herausgegeben von Maria Hornung. Beiträge zur Sprachinselforschung Bd. 1, Wien 1981.
Derselbe, Glossar zur Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart, ebenda•Bd. 1, Teil 2, Wien 1985.
- (3) Maria Hornung, Sprachmischung im Ostoberitalienischen Sprachinselraum. In: Sprachliche Interferenz, Festschrift für Werner Betz zum 65. Geburtstag, Tübingen 1977.

KATALOG

1.
LANDSCHAFT
UND
GESCHICHTE

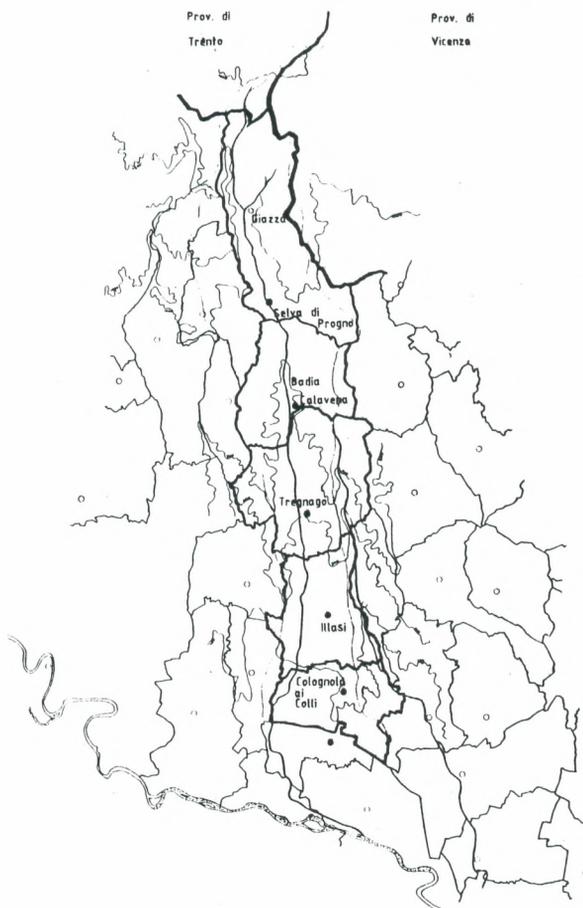
**GEO-
GRAPHISCHE
ZUORDNUNG**

Das Gebiet des Illasitals erstreckt sich größtenteils im Verwaltungsbereich der Region des Veneto (Provinz von Verona). Nur ein kleiner Teil, nämlich die Dolomitenspitzen des am Tal-schluß gelegenen Massiccio del Carega, ragt in die Region des Trentino Alto Adige hinein. Das Tal setzt sich dann fort, indem es die Hochebene der Lessinia tief einschneidet. Der untere Teil, die Talsohle, ist von den charakteristischen welligen Gebirgskämmen der Veroneser Voralpen umgeben und weitet sich dann hin zur Poebene. Das Tal erstreckt sich über eine Länge von 35 km Luftlinie. Die größte Breite (7,5 km), von Wasserscheide zu Wasserscheide, findet man zwischen Velo Veronese und San Bartolomeo delle Montagne.

Das Gebiet des Tals ist verwaltungsmäßig zwischen den Gemeinden aufgeteilt. Es sind dies Colognola ai Colli, Illasi, Tregnago, Badia Calavena und Selva di Progno. Ihre Grenzen stimmen nur selten mit der hydrographischen Grenze des Tals überein. Oft sogar dehnen sich die Gemeindebezirke über Teile anderer angrenzender Becken aus (z.B. Val d'Alpone, Val Tramigna, Valle di Mezzane). Diese verlaufen nahezu parallel zum Illasital.

Der Name "Val d'Illasi" taucht zum ersten Mal in der "Landkarte des Gebietes von Verona" des Don Gregorio Piccoli, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf. In den älteren Urkunden wird es "Longazeria" oder "Logazeria" genannt. Es handelt sich dabei um einen Ortsnamen, dem einige Wissenschaftler römischen Ursprung zuschreiben.

Geographische
Zuordnung



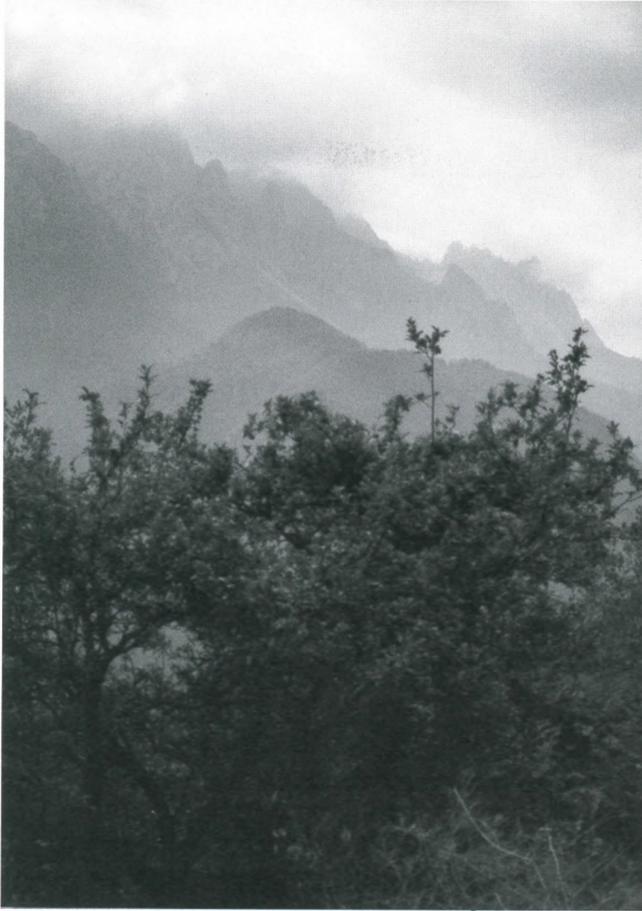
**GEOLOGISCHE
UND
GEOMORPHO-
LOGISCHE
CHARAK-
TERISTIKA**

Charakteristisch für das Illasital sind die verschiedenen Gesteinsarten, die zum Großteil sedimentären Ursprung haben. Die unterschiedlichen Kalksteinarten bestimmen entscheidend die morphologische Strukturierung des Tals. Aus Dolomit bestehen die rauhen Wände und Spitzen des Carega. Die Kalksteinarten des Giurassico (grauer Kalkstein, ammonitisches Rot, oolitischer Kalkstein) formen die Struktur der Hochebene der Lessinia und bestimmen die steilen Berghänge des oberen Tals. Vor allem im mittleren und unteren Teil des Tals bewirken die Kalksteinarten des Cretaceo (Jurakalk und blättriger roter Kalkstein) eine Rundung der Gipfel, die sich entlang der zur Ebene abfallenden Rücken aneinanderreihen. Die Talsohle entstand durch Ausschwemmungen infolge der eiszeitlichen Erosion und durch Wasserablagerungen. Dadurch erhielt sie die typische Terrassenformen.

Vom paläontologischen Gesichtspunkt aus betrachtet haben die Felsen des Illasitals eine beträchtliche Bedeutung. In ihnen findet man zahlreiche Fossilien, unter denen die bekanntesten die Ammoniten der Kalksteine des Giurassico sind. In Bolca hingegen, im nahen Val d'Alpone, gibt es in den eozänen Kalkgesteinen die berühmten Fische und andere Tier- und Pflanzenfossilien.

Das Gestein des Illasitals wird von alters her für verschiedenste Zwecke gebraucht. Von besonderer Bedeutung ist der Abbau des Ammonit-Kalksteins, der als Bau- und Zierstein vielseitig verwendet werden kann.

Aus
Dolomit
bestehen
die
rauen
Wände
und
Spitzen
des
Carega



Almsee
in
der
Berggruppe
des
Carega



**HYDRO-
LOGISCHE
ASPEKTE:
DER
WILDBACH**

Im Illasital kann man eine erhöhte Neigung zu Regenfällen beobachten, die vom unteren zum oberen Tal hin noch zunimmt. Dieser Überfluß an Regenwasser wirkt sich besonders günstig aus, da im Illasital das Gestein und der Boden bis in die tieferen Bodenschichten eindringen. Es gelangt dann in der Ebene entlang der Linie der Karstquellen oder in den benachbarten Tälern wieder an die Oberfläche. Die Wasserläufe des Tals haben alle den Charakter von Wildbächen. Nach starken und lang andauernden Regenfällen werden sie an einigen Tagen im Jahr zu reißenden Sturzbächen.

Charakteristische Elemente für die Erhaltung und Nutzung des Wasserbestandes im oberen Tal sind die Almseen. Den interessantesten Aspekt in der Hydrologie des Tals liefert jedoch der Wildbach von Illasi, der Progno. Bis zu den umfangreichen Flußregulierungsarbeiten am Ende des vorigen Jahrhunderts kam es zu dauernden Verschiebungen des Flußlaufs und zu nicht vorhersehbaren, großen Schaden anrichtenden Überschwemmungen. Es gibt Zeugnisse, die besagen, mit welcher widersprüchlichen Gefühlen die Menschen dem Progno gegenüberstanden: einerseits Zuneigung und Faszination, andererseits Furcht und Ohnmacht.

Der
Wildbach
Prognostiziert
in
Illasi



PFLANZEN- UND TIERWELT

Den Menschen, die in vorgeschichtlicher Zeit das Tal bewohnten, bot sich die Landschaft zum größten Teil von Wäldern bewachsen dar. Heutzutage existieren davon nur mehr kleine Überreste, die im Laufe der Zeit beträchtlich umgestaltet worden sind. Bei der Besiedlung des Tals wurden weitläufige Rodungen vorgenommen, um über Acker- und Weideland verfügen zu können. Zudem wurde der noch bestehende Wald in seiner Zusammensetzung insofern verändert, als die vom ökonomischen Standpunkt aus wichtigeren Baumarten gepflegt wurden (zum Beispiel der Kastanienbaum auf Grund seiner vielseitigen Verwendbarkeit, die Eiche wegen der Eicheln, die Tanne wegen des Holzes). Im oberen Tal besteht die Vegetation aus hochstämmigen Wäldern mit Rot- und Silbertannen, Lärchen und Buchen, die weiter unten von Schlagwäldern aus Buchen, Eichen, Weißbuchen und Eschen abgelöst werden. Diese Schlagwälder wurden eine zeitlang intensiv für die Holzkohlerzeugung genutzt.

Der bis vor kurzem noch viel reichere Tierbestand des Illasitals ist gegenwärtig nur mehr in Resten vorhanden.

Er beschränkt sich heute auf einige wenige Vertreter des Steinadlers, Waldhühner, Gamsen und Murmeltiere, die vor allem im Gebirgsmassiv des Carega beheimatet sind.

Die aktuelle Lage ist - was die Fauna betrifft - zwar bedenklich, doch nicht irreparabel: im oberen Tal beispielsweise konnte durch Aufforstung und ein Jagdverbot ein mannigfaltigerer Tierbestand gesichert werden.

Aufforstungs-
arbeiten
im
Jahre
1930



DIE LANDWIRT- SCHAFT

Die Bodennutzung begann mit dem Reisanbau im Neolithikum. Die Arbeitstechniken waren einfach: man benutzte primitive Steinwerkzeuge, um den Boden vom Pflanzenwuchs zu befreien.

Die ersten Ackergründe lagen auf hügeligem und bergigem Gelände, unter den gebräuchlichsten Kulturen waren der Anbau von Gramineen und Obst.

Die Funktion des Ackerbaus zur Römerzeit wird durch die noch immer sichtbare Aufteilung der Talsohle in Zenturien dokumentiert. Eine ganz eigene Bedeutung kam in dieser Epoche dem Flachs-anbau zu, wie aus einer Widmung zweier "Lintiones" (Leinenweber) an Apollo hervorgeht, die heute in Piève di Cognola ai Colli zu sehen ist. Seit dem 13. Jahrhundert, mit der Besiedlung des Gebietes durch zimbrische Völkerschaften, die sich vor allem der Holzkohlenerzeugung und der Viehwirtschaft widmeten, wurde das bergige Gelände des Hochtals für die Wald- und Weidewirtschaft erschlossen.

In der Scaligerepoche wurden auch im Illasital Arbeiten zur Urbarmachung des Landes durchgeführt. Zu jener Zeit verbreitete sich auch die Nutzung der wilden Farbstoffpflanzen wie zum Beispiel des Perückenstrauches (*Rhus Cotinus*), aus denen man Substanzen extrahierte, um damit Leder zu gerben und Stoffe einzufärben.

Im 15. Jahrhundert veranlaßte die Republik Venedig die Neuordnung des Gebietes, was - wie auf einer Landkarte aus dem Jahre 1666 ersichtlich - die Verteilung der Gemeindegüter des Berglandes von Tregnago dokumentiert. Jener Epoche ist auch die grobe Verminderung des Waldbestandes zuzuschreiben, die einerseits aus kriegerischen Erfordernissen, andererseits aus einer expansiven Agrarpolitik der Serenissima resultierte. Von dieser Zeit an bis zum heutigen Tag ist die Landwirtschaft die vorrangige wirtschaftliche Tätigkeit geblieben.

Während sie im oberen Tal noch durch althergebrachte Arbeitsformen bestimmt wird, wurde sie in den flacheren Landstrichen durch eine intensivere Bewirtschaftung des Landes abgelöst.

Feldbestellung



DIE VERKEHRS- WEGE

Die Südgrenze der Täler der östlichen Lessinia ist durch einen schmalen Landstrich charakterisiert, in dem sich die Hauptverkehrsadern der Poebene, nämlich die Eisenbahn und die Autobahn Mailand - Venedig befinden.

Die Via Postumia, Hauptverbindung nach Rom, führte entlang der Berghänge und etwas weiter im Norden als heute, um die sumpfigen Gebiete der Ebene zu vermeiden.

Von ihr zweigten die Straßen ins Landesinnere ab. Sie waren meist auf den Bergrücken gelegen. Erst in jüngster Zeit rücken die Straßen in die Talsohle und werden zu Verbindungssträngen zwischen den größeren Ortschaften. Der Handelsaustausch und die Kommunikation wird dadurch wesentlich erleichtert.

Die Querverbindungen zur Taldurchzugsstraße folgen den antiken Verkehrswegen. Entlang dieser Wege entwickelten sich vom Mittelalter an Ortschaften und Siedlungen, deren Einwohner vor allem Landwirtschaft betrieben. Es entstand ein System von Wegweisern, womit Richtungen und Wegstrecken bezeichnet werden konnten. Oft trifft man auf Bildstöcke an den Wegkreuzungen, Votivsteine und Gedenktafeln. Die Zypresse steht als Bezugspunkt in der Ferne.

Neben den Fahrstraßen gibt es noch ein dichtes Netz von Nebenverbindungen. Es sind dies teils landwirtschaftliche Fuhrwege, teils Fußwege und Abkürzungen in verschiedenstem Zustand. Es gibt die Romantik der in Treppen angelegten Wege, die von doppelreihigen Zypressen gesäumt werden. Daneben stehen eindrucksvolle Bauten, wie zum Beispiel erhöhte Straßen, die überschwemmte Gebiete passierbar machen.

Die Wege sind meist von Bäumen flankiert, die vor Sonne und Wind schützen sollen. An den steilsten Stellen sind sie gepflastert, um Abtragungen durch Regenfälle vorzubeugen.

Eine
von
Zypressen
gesäumte
Verbindungs-
straße



**DIE
VERBINDUNGEN
ENTLANG
DES
PROGNO**

Der Wildbach Progno blieb bis zur heutigen Zeit bestimmend bei der Wahl der Straßenführung. Sein unregelmäßiger Verlauf und die wechselnde Breite stellten schwer überwindbare Hindernisse dar: das Vorhandensein oder Fehlen einer Brücke kann die Entfaltung oder Isolation einer Ortschaft bedeuten.

Aus einem Beschluß des Gemeinderates von Tregnago aus dem Jahre 1885 geht hervor, daß nach dem Bau der Brücke von Marcemigo, der ausschließlich aus Gemeindegeldern bezahlt worden war, den Menschen der benachbarten Ortschaften ein "Brückengeld für die Überquerung der Brücke mit Tieren und Fahrzeugen" auferlegt wurde. Das Brückengeld beträgt "für ein Pferd, einen Ochsen, eine Ziege, einen Esel, ein Maultier und für losgebundene Kälber 0,10 Lire, für einen Karren, der von nur einem Tier gezogen wird, egal ob leer oder beladen, 0,20 Lire, für eine von zwei Pferden gezogene Kutsche 0,25 Lire ..."

- dies, um die wirtschaftliche Bedeutung zu beleuchten, die solchen Maßnahmen im vorigen Jahrhundert beigemessen wurde.

Wo keine Brücken vorhanden sind - vor allem südlich von Tregnago - kann der Fluß nur an den Furten überquert werden.

Zur Zeit des Hochwassers sind diese jedoch ebenfalls ungangbar. An den engen Stellen des Flusses findet man häufig Stege zur Überquerung. Brücke, Steg und Furt stellen für die entlegenen Dörfer oft die einzige Verbindung zu den größeren Ortschaften dar.

Brückenbau
über
den
Progno
in
Tregnago



**GRÖßERE
ORTSCHAFTEN:**

**Badia
Calavena
und
Selva
di
Progno**

Verläßt man Tregnago in Richtung Norden, so verengt sich das Tal zunehmend schnell und die Landschaft und das gesamte Ambiente wechseln plötzlich ihr Gesicht: Gebirgsvegetation, Gebirgselemente in der Architektur, ein städtebaulicher Charakter, der durch die Ballung der für einen Gebirgsbezirk notwendigen öffentlichen Einrichtungen bestimmt wird.

Die Dämme des Progno sind näher zusammengedrückt und während der Fluß weiter unten im Tal ein deutliches Element der Unterscheidung der beiden Uferseiten bildete, so wird er jetzt zu einem wesentlichen Bestandteil im Stadtgefüge. Die Ortschaften breiten sich längs des Ufers aus.

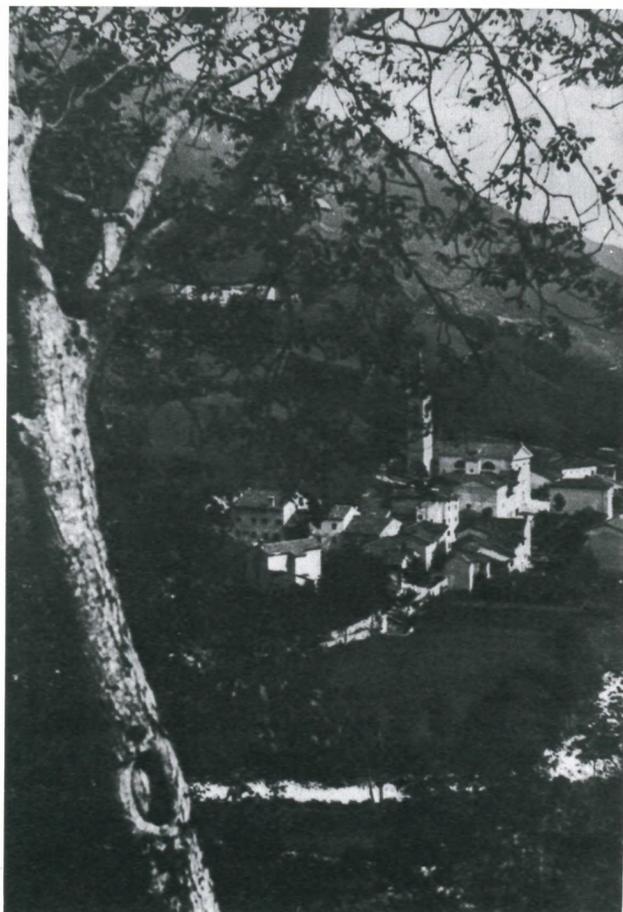
Die Zentren von Badia Calavena und Selva di Progno, in denen ein einheitliches und ausgewogenes Verhältnis zwischen Geschäfts- und Wohnvierteln besteht, sind Kreuzungspunkt der zahlreichen Verbindungsstraßen zu den einzelnen Gebirgsorten.

In ihnen leben noch die Spuren einer Vergangenheit germanischer Völker, welche die dreizehn Gemeinden der Lessinia besiedelt haben.

Badia
Calavena
(Ende
des
19.
Jahrhunderts)



Selva
di
Progno



**GRÖßERE
ORTSCHAFTEN:**

**Illasi
und
Cognola
ai
Colli**

Am Anfang des Tals befinden sich, nahe am Gebirge, die Gemeinden von Illasi und Cognola ai Colli. Sie unterscheiden sich stark in der Art ihrer Besiedlung. Das Zentrum von Illasi ist Sitz der Gemeindeverwaltung. Es ist ein typisches Beispiel für eine Ansammlung von Häusern, die dicht an der Talgrenze entstanden sind und ein ausgewogenes und gut gegliedertes System von Straßen und Plätzen haben. Das bewohnte Gebiet befindet sich in einiger Entfernung vom Bachbett des Progno, sodaß dessen Auswirkungen kaum spürbar sind. Es liegt am Fuß des Burgbergs und beherrscht auf eindrucksvolle Art das Landschaftsbild. Das umliegende Land - Hügel mit Flecken mediterraner Vegetation - bestimmt all die historischen Wege, die von Norden nach Süden die interessanten Villenkomplexe verbinden. Steigt man von Illasi weiter aufwärts, erreicht man Cognola ai Colli. Es besteht aus einem Komplex verschiedener Ortschaften, von denen keiner überwiegende Merkmale eines Hauptorts trägt. Es sind dies Spuren aus der römischen Besiedlung entlang der Via Postumia und in den Zenturien Cadellara, la Pieve, Decima, la Villa, S. Vittore, S. Zeno, Orgnano, Strà, ...

Illasi



Cognola
ai
Colli



GRÖßERE ORTSCHAFTEN

Tregnago

Steigt man das Illasital weiter aufwärts, so erreicht man Tregnago. Obwohl das Tal nach dem Ort Illasi benannt wurde, ist Tregnago die bedeutendere Ortschaft.

Ihre Vergangenheit reicht bis in die Antike. Als Teil der Geschichte Veronas setzt sich der Werdegang Tregnagos im Mittelalter, in der Renaissance und in den folgenden Jahrhunderten fort. Ein reichhaltiges Gemeindearchiv bewahrte Originalakten vom 15. bis zum 18. Jahrhundert auf. Leider wurde dieses kostbare Erbe an Dokumenten während der letzten Kriegsgeschehnisse zerstört.

Der Ort erstreckt sich entlang der Talebene von Süden nach Norden und wird vom Wildbach Progno und den Berghängen eingegrenzt.

Im Westen des Flußlaufs befindet sich der kleine Gemeindebezirk Marcemigo.

Die städtebauliche Gliederung Tregnagos basiert auf zwei nahezu parallelen Straßen, entlang derer die nach Westen gewandten Bauernhäuser entstanden sind. Die ältesten unter ihnen halten sich architektonisch exakt an die venezianische Tradition der freistehenden Häuser und Villen. Sie sind nach Süden hin ausgerichtet. In diesen Fällen verbinden die zwischen den Bauernhäusern entstandenen Wege die beiden Hauptstraßen. Einige von ihnen haben den Eingang an der Nordseite, während sich an der Sonnenseite kleine Gärten befinden.

Die zahlreichen Villen der Ortschaft besitzen große Gärten, deren Steinmauern gemeinsam mit den Bauernhäusern die Straßen und Wege einfassen.

(Vercelloni Virgilio, "Tregnago, una borgata del veronese nella storia dell' architettura" aus: *Architetti di Verona* n. 10, März 1961, Seite 3)

Tregnago



DIE Im Jahre 1922 gründete die Firma "Italcementi"
INDUSTRIE eine Niederlassung in Tregnago. Seither kam es
IM zu radikalen Umwälzungen in der Beschäftigungs-
TAL lage, auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet.
Zuvor hätte man nicht von der Anwesenheit einer
Industrie im Illasital sprechen können. Es gab
lediglich Werkstätten zur Textilverarbeitung, die
aber nur wenigen Personen einen Arbeitsplatz
bieten konnten. Es ist bekannt, daß die Seiden-
raupenzucht in der ersten Hälfte des 19. Jahr-
hunderts ziemlich verbreitet war und daß es in
in Illasi Seidenspinnereien gab. So entstanden
auch in Tregnago eine Stofffärberei und eine Tex-
tilverarbeitungswerkstätte, in der vier bis fünf
Frauen beschäftigt werden konnten.
Nach der Schließung der "Italcementi" im Jahre
1963 und der darauf folgenden Wirtschafts- und
Beschäftigungskrise wurde eine Politik des In-
dustriearausbaus notwendig. Die so günstig ge-
stellten Bedingungen von seiten der lokalen Ver-
waltungsbehörden bewirkten die Errichtung von
Zweigstellen nationaler Industriekonzerne oder
bekannter Konfektions- und Metallverarbeitungs-
firmen.
Weiterhin bestehen blieben die schon traditionell
verankerten Steinschneidewerke im oberen Tal.
Neben dem wirtschaftlichen Aufschwung, den
diese jüngste Entwicklung der Bevölkerung
brachte, kam es jedoch zu einer beträchtlichen
Zerstörung der Landschaft, zu einer Beeinträch-
tigung des ökologischen Gleichgewichts sowie zu
einem kulturellen Verfall.

Die
Spinnerei
von
Illasi
(Ende
des
19.
Jahrhunderts)



DIE VORRÖMISCHE ZEIT Die ersten vorgeschichtlichen Siedlungen in der Provinz von Verona entstanden im Hügelland und in den Talebenen der Lessinierberge. Während des frühen und mittleren Paläolithikums und im Neolithikum kam es in den Tälern um Verona und auch im Illasital zu menschlichen Niederlassungen.

Die Umwelt Die frühesten Spuren des Menschen im Gebiet um Verona finden wir im Hügel- und Gebirgsland. Sie datieren aus der zweiten Phase der dritten Eiszeit. Gleichzeitig vollzog sich der Übergang von der feuchten Grassteppe zum Wald mit gemäßigtem Mittelmeerklima.

Der Menschentypus Der erste Veroneser gehörte dem Typ des HOMO ERECTUS vor 500.000 Jahren an. Es folgen der HOMO NEANDERTHALIENSIS und ungefähr 40.000 Jahre vor Christus der HOMO SAPIENS.

Die Architektur In der ersten Phase der Altsteinzeit lebte der vorgeschichtliche Veroneser unter freiem Himmel. Später, in einer frühen bis mittleren Periode der Altsteinzeit, benützte man lichte Stellen von Höhlen und Schlupfwinkel unter Felsvorsprüngen als Behausung. Die Menschen der Jungsteinzeit lebten in Hütten, die aus Holz und Laubwerk gefertigt waren. Gegen Ende der Jungsteinzeit entstehen gleichzeitig mit den Pfahlbauten in den Seegebieten, befestigte Hügelsiedlungen, die sogenannten

"Castellieri". Es sind dies untereinander einsichtig gebaute Konstruktionen aus übereinandergeschichteten Steinen des dortigen Kalkgebirges. Sie sind jeweils von Mauern umgeben und durch Wege miteinander verbunden.

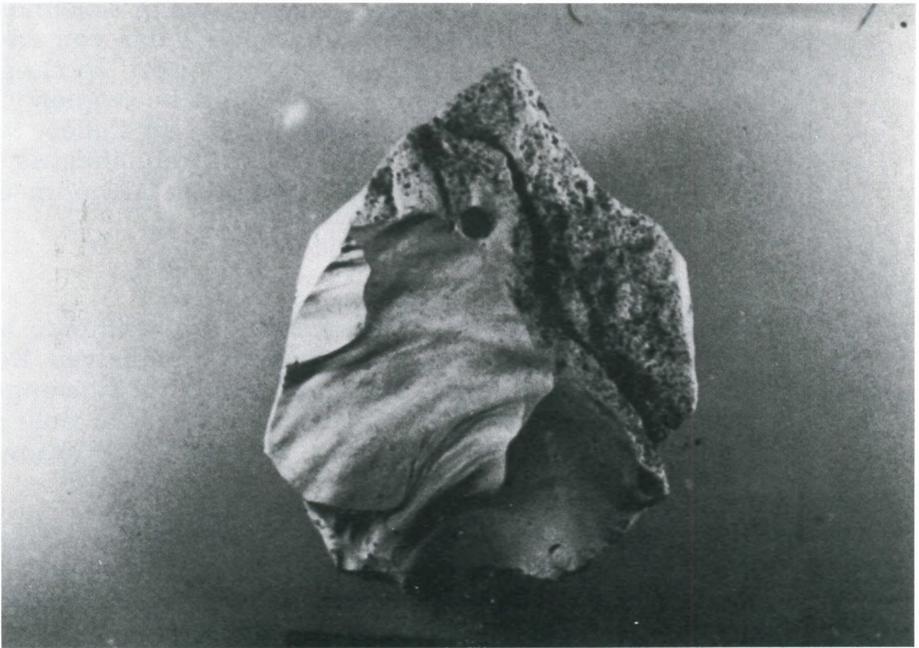
Der Totenkult Im Paläolithikum ist die Beerdigung der Toten an magisch-religiöse Vorstellungen gebunden. Die Kulturen der Eisenzeit kennen sowohl die Feuer- als auch die Erdbestattung.

Die Wirtschaft Im frühen und mittleren Paläolithikum ist die Steinbearbeitung von Bedeutung. Der aus den Kiesschichten der Lessinierberge gewonnene Stein wird zur Herstellung von Axtblättern, Jagdgegenständen und Waffen benützt. In den folgenden Epochen widmet sich der vorgeschichtliche Veroneser dem Ackerbau, der Viehzucht und schließlich der Metallverarbeitung, die eine Revolution der gesamten Wirtschaft des Menschen mit sich brachte.

Soziale Strukturen Die ersten festen Dorfsiedlungen entstanden im Neolithikum, als durch den Ackerbau eine seßhaftere Lebensweise notwendig geworden war. In der Bronze- und Eisenzeit kam es in den Pfahlbaudörfern und auf den Anhöhen, wo sich die Bevölkerung eigenständig entwickelte, zur Entfaltung des Gemeinschaftslebens.

DIE SPUREN DES VORGESCHICHTLICHEN MENSCHEN Die - wenn auch spärlichen - archäologischen Funde im Illasital erlauben uns das kontinuierliche Bestehen menschlicher Siedlungen von der Urzeit an bis zum Römertum hervorstreichen zu können. Die Funde aus dem Hügelland nordöstlich von Tregnago können der Bronze- und Eisenzeit zugeordnet werden und sind ein Indiz für die dortige Anwesenheit des Menschen bereits im 2. und 1. Jahrtausend vor Christus. Es sind dies Fragmente von Tongefäßen, die zur Aufbewahrung von Lebensmitteln dienten und mit zwei parallelen Furchen am Rand verziert sind (Tregnago, Monte Soejo, Illasi, Monte Croce di Guala). Außerdem findet man häufig Teile von Schalen, Griffe und Henkel (Monte Faiardan) und Reste von Töpfen, deren nach außen gestülpter Rand wellenförmige Furchungen aufweist (Marcemigo und Covolo dei Burgeiani). Das einzige Fundstück des Tals, das ohne Zweifel aus dem Paläolithikum stammt, ist das Fragment eines behauenen Kieselsteins aus dem Gebiet des Monte Garzon.

Tregnago.
Behauener
Stein
aus
dem
Paläolithikum



DIE RÖMISCHE BESIEDLUNG

Die Umgegend

Das zu Verona gehörige Umland ist am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. eines der ausgedehntesten Gebiete Norditaliens (3700 km²).

Die Grenze im Bergland folgt dem Passo Pertica, den östlichen Ausläufern des Monte Purga und im Osten dem Pian delle Fugazze und dem Pasubio-gebirge.

Die Architektur

Weitgehend bekannt ist, daß in Colognola ai Colli ein Tempel errichtet wurde, der von zwei "Lintiones" (Leinenweber) dem Gott Apollo gewidmet worden war. Dasselbst und in Orgnano bestehen außerdem Reste einer Villa. In Cellore wurden die wichtigsten Teile des Grabdenkmals der Familie der "Sartori" gefunden (siehe unsere Bild-dokumentation).

Der Kult

Inschriften und archäologische Funde aus dem Illasital zeugen von einer intensiven Kulturausübung. In Marcemigo fand man Widmungen an Mars und Fortuna, in Colognola ai Colli an Apoll und in Illasi an die "Martes", die Götter der Lebenenergien.

Im archäologischen Museum von Verona werden zwei Bronzefiguren, die die Göttin Minerva darstellen (eine davon stammt sicher aus Tregnago) und die Figur eines Laren (Lare aus Tregnago) aufbewahrt.

Die Wirtschaft

Aus einer in Colognola ai Colli gefundenen Inschrift geht hervor, daß im Illasital Stoff, genauer gesagt Leinen verarbeitet wurde (Lintiones - Leinenweber).

Ebenfalls durch eine Inschrift belegt ist das Bestehen einer Werkstatt im Vicus von Colognola, in der Silbergeschirr erzeugt wurde. Es arbeitete dort ein "argentarius vasclarius", ein Silbergeschirrmacher - CIL V 3428. Aus der Hügel-landschaft von Illasi, die reich an Wild ist, stammt die Inschrift des Jägers Publius Valerius Trofimus, eines Freigelassenen, der jedoch über einen gewissen Reichtum verfügte.

Trotzdem ist zur Zeit der Römer das hauptsächliche Betätigungsfeld die Landwirtschaft, wie ja schon aus der Beschaffenheit des Bodens selbst im unteren Illasital deutlich wird.

Das Recht Verona und sein Ager (= das verwaltungsmäßig zu einer Stadt gehörende Umland) ist schon im 1. Jahrhundert vor Christus eine Kolonie mit lateinischem Recht. Mit der "Lex roscia" Caesars (51 v. Chr.) wird es römisches Munizipium. Eine aus der Kaiserzeit (27 v. Chr.) stammende Ehreninschrift, die in Colognola gefunden wurde, erinnert an die von der Plebs Universa einem gewissen Valerius Naso, dem ersten Flamen (= städtischer priesterlicher Beamter) des Augustus in Verona zuerkannten Ehren.

Illasi:
Römisches
Grabmahl
des
Lucius
Sertorius
Firmus



DIE
RÖMISCHE
AUFTEILUNG
DES
LANDES
IN
ZENTURIEN

Der "Ager Centuriatus" des unteren Illasitals ist nach dem bei den Römern üblichen Schema der Aufteilung ländlicher und städtischer Gebiete angelegt. Ist die Wahl des Ortes getroffen, werden zwei senkrechte Straßenachsen gezogen (Decumanus und Cardo maximus) und hierauf von der anderen Seite zwei weitere cardines und decumani, sodaß das Land in quadratische Flächen, den "Saltus", aufgeteilt wird. Dieses Straßennetz wird dann noch durch weitere parallel verlaufende Straßen verdichtet. So ergibt sich eine weitere Aufteilung des Landes in Zenturien, quadratische Flächen, deren jede noch in sich durch Parallelstraßen zu den cardines und decumani in 100 Heredia unterteilt ist (quadratische Parzellen von je 0,5 ha).

Eine weitere Teilung durch die Mitte in Nord-Süd-Richtung begrenzt das "Jugerum", das antike römische Feld. Ein "Jugerum" (2523 m²) entspricht der Bodenfläche, die von zwei Ochsen in einem Tag gepflügt werden kann.

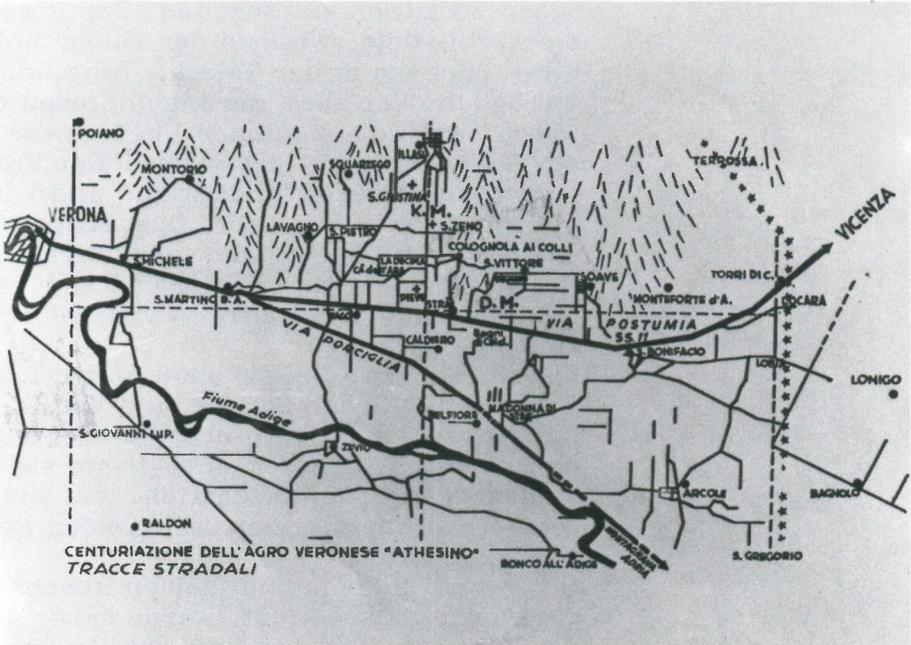
Die am besten erhaltene und beurkundete Zenturienaufteilung des Illasitals finden wir in Colognola ai Colli.

Die Begrenzung des rechten decumanus bildet die Linie Vago - San Pietro, die des linken die Linie Progni - Vago. Der "umbilicus" (Zentrum und Ausgangspunkt der Vermessung) war die Ortschaft Cadellara.

Die decumanes wären somit 3200 m lang, die cardines 2800 m, was einer Fläche von 8,960.000 m² entspricht (das sind 18 Zenturien und ca. 3000 Grundanteile).

Die römischen Landvermesser dürften bei der Aufteilung des Bodens zwei wichtige landschaftliche Gegebenheiten berücksichtigt haben: die Via Postumia im Süden und den Wildbach Prognò, der das gesamte Gebiet der Länge nach durchfließt. Auch die Grenzsteine der "limites", von einem Meter Durchmesser, zylindrisch und anepigraphisch, d.h. unbehauen (wie der Grenzstein von Pieve di Colognola) sind glaubwürdige Denkmäler der Zenturieneinteilung des Landes.

Römische
Zenturien-
aufteilung
des
Illasitals



EINE RÖMISCHE HÖHENSTRASSE

Die Gebirgskette, die das Illasital vom Valle di Mezzane trennt, fällt nach Süden hin sanft zur Ebene ab, in der sich von der Via Postumia bis hin nach Illasi und Lavagno die östlichen römischen Zenturien entwickelten. Zur Römerzeit war die Verbindung zwischen der Ebene und dem Gebirge über die in der Talsohle führende Straße unmöglich. Vor allem die engen Stellen des Tals waren durch die ständigen Überschwemmungen des Wiidbachs nicht passierbar. Der Prognos hatte ja noch keinerlei Eindämmung und veränderte immer wieder seinen Lauf. Die einzige Verbindung stellte so die Via Cara dar, eine Straße, die den Gebirgskamm entlang führte und sich bis zur Höhe des heutigen Zentrums von Velo Veronese aufschwang.

Es ist erwiesen, daß sie auch in den folgenden Epochen der Geschichte benützt wurde. So finden wir zum Beispiel Spuren aus der Völkerwanderungszeit. Außerdem ermöglichte sie die Entstehung kleinerer Ortschaften, was eine landwirtschaftliche Nutzung der umliegenden Berghänge zur Folge hatte.

Ihr Verlauf, der nur in kleinen Abschnitten unverändert geblieben ist, wurde immer wieder umgestaltet, bis es schließlich zum Ausbau der Straße Mezzane - San Mauro - Velo Veronese kam, die den heutigen Verkehrserfordernissen gerecht wird.

Auch heute noch wird sie für den Viehtrieb benützt.

Römische
Verkehrswege:
die
„Via Cara“



RÖMISCHE ORTSNAMEN

Aus den archäologischen Fundstücken und den noch erhaltenen Ortsnamen können wir schließen, daß das Illasital fast zur Gänze romanisiert wurde. Zahlreiche Inschriften, die im Gebiet des heutigen Colognola ai Colli gefunden worden sind - 11 Meilen (ca. 16,2 km) von Verona entfernt, an der Via Postumia zwischen Verona und Vicenza - bezeugen, daß am Südrand des Illasitals ein bedeutender VICUS entstehen sollte. Aus dem Gemeindebezirk von Colognola ai Colli stammen tatsächlich die meisten römischen Funde des Tals: 24 lateinische Inschriften verschiedenen Inhalts, Grabgegenstände und Münzen.

Die Nähe zur Via Postumia, eines bedeutenden römischen Verkehrsweges, der ganz Norditalien von Osten nach Westen durchquerte und die Fruchtbarkeit des Bodens, besonders im mittleren und unteren Tal, bewirkten die so dichte Besiedlung des Landes. Davon zeugen noch heute die Einteilung des Gebietes in Zenturien und die zahlreichen römischen Ortsnamen in einigen wenigen Gebieten des Illasitals.

Säulenstumpf
mit
lateinischer
Inchrift



DIE BURGEN

Die Burgen des Illasitals prägen in hohem Maß das gesamte Landschaftsbild. Sie liegen in geringer Entfernung zueinander entlang der Hügelkette und waren ehemals von strategischer Wichtigkeit.

Fast alle sind an der Ostseite der Hänge errichtet, weil die gefährlichsten feindlichen Einfälle von Nordosten und Norden her drohten. Während von einigen Burgen noch eindrucksvolle Überreste erhalten geblieben sind (z.B. in Tregnago und Illasi), existieren von anderen lediglich Spuren oder Überlieferungen.

Die Burg von Badia Calavena wurde im Jahre 1040 von Bischof Walterio gegründet und sollte in einer Zeit der Bürgerkriege den Einwohnern des Ortes als Schutz dienen. Bezeugt wird dies durch einen in der Antike eingemauerten Stein im Pfarrhaus von San Pietrò di Badia. Später wurde der Stein in den Veroneser Wohnsitz der Familie Cipolla überstellt. Er trägt die Inschrift:

ANNO DOMINI MXL SUPTU WALTERI EPISCOPI
HOC CASTELLUM EREXIT A SOLO.

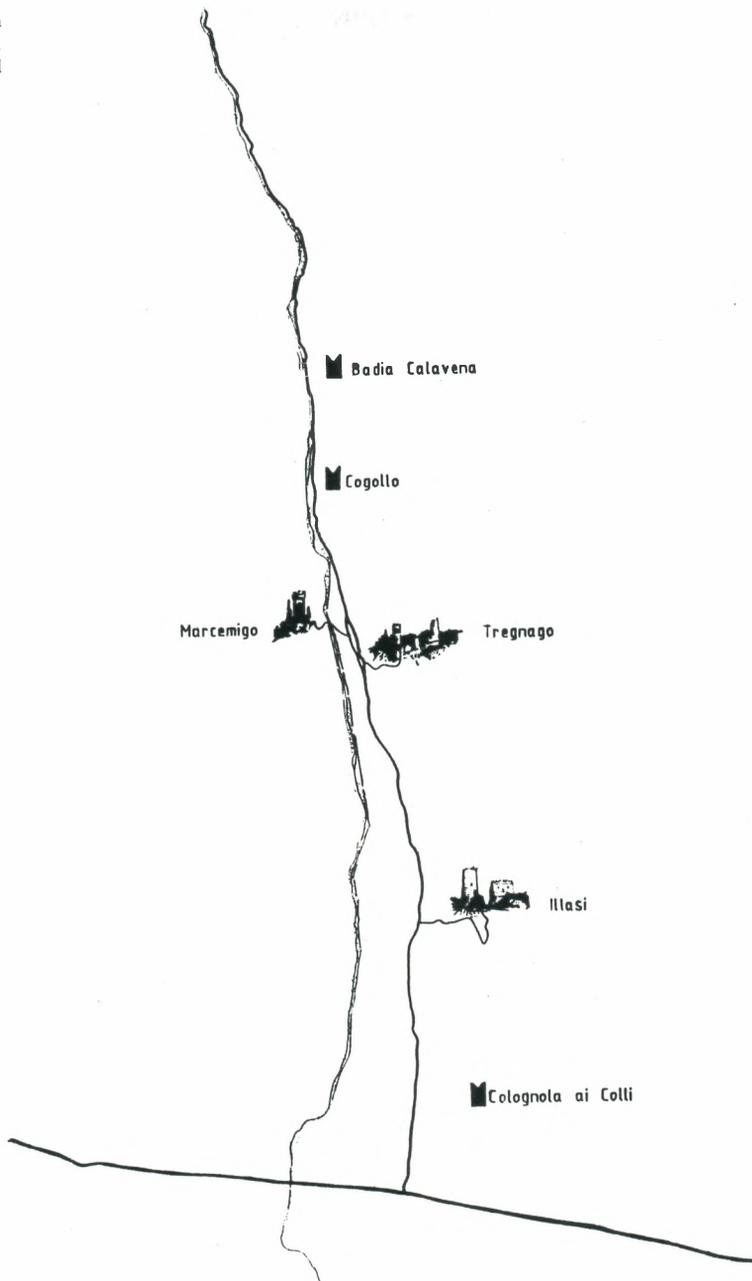
Von der Burg sind noch Mauerreste und die Fundamente erhalten. Es besteht trotzdem ein Zweifel, ob die von Walterio gegründete Burg jene von Tregnago oder von Badia Calavena ist, da mit dem Namen Calavena das gesamte obere Illasital bezeichnet wurde.

Auch vom "Castello di Cogollo", das auf dem gleichnamigen Hügel im Osten des Ortes errichtet wurde, gibt es nur mehr einen Teil der Fundamente, Spuren der Mauern und Überreste des Turms.

Die Burg wurde von den Bischöfen Veronas wahrscheinlich schon vor dem Jahr 1100 errichtet, um die Bevölkerung vor den Hunneneinfällen zu schützen.

Die Burg von Marcemigo erhob sich wahrscheinlich auf den Hängen der Hügel westlich von Tregnago. Heute existiert noch ein Turm mit einem wunderschönen Söller aus späterer Zeit. Die Burg von Tregnago ist so dicht bewachsen, daß sie vom Tal aus kaum mehr zu sehen ist. So gut wie nichts ist vom Castello di Cologna übrig geblieben, von dessen Zerstörung und Planierung uns ein Geschichtsschreiber (G. Dalla Corte, L'istoria di Verona, VR 1596) berichtet. Der Beginn des Verfalls der Burgen des Tals reicht ins 15. Jahrhundert zurück, als mit der Entdeckung des Schießpulvers ihre Funktion verloren ging.

Burgen
im
Illasital



**DIE
BURG
VON
ILLASI**

Sie erhebt sich auf einer Anhöhe zwischen dem Illasital und dem Val Tramigna. Die Burg ist von einer oval angelegten Mauer umgeben. Das einzige Eingangstor ist im Südwesten gelegen. Die kleinen Türme, von denen noch fünf teilweise erhalten sind, besitzen jeweils nur einen Mauervorsprung, der für die Katapulte bestimmt war. Der Grundriß ist rechteckig und in zwei Hälften geteilt, die unter einen großen Bogen miteinander in Verbindung stehen.

Der Hauptturm steht in einem Abstand von ungefähr zwanzig Metern neben der Burg und besitzt eine vierseitige Basis.

Beide Gebäude sind aus viereckigem Tuffstein und in einer schlichten Form erbaut.

Im 15. Jahrhundert wurde der Bau wahrscheinlich neu gestützt, nachdem im Jahre 1405 während des Krieges zwischen den Carraresen und Venezianern in der Burg ein Brand ausgebrochen war. Die Stütze bestand aus steilen Strebepfeilern an der Basismauer, wodurch das ursprüngliche Burgtor verdeckt wurde.

In dem für den Burgherrn bestimmten Wohntrakt finden wir im Original erhaltene Fenster mit Rundbögen aus Tuffstein. Andere Fenster, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen, besitzen Einfassungen aus Kalkstein. Die Zinnenkränze fluchten mit der Mauer.

Man nimmt an, daß diese Burg zu Beginn der Feudalzeit entstanden ist und als ein gegen Osten vorgeschobenes Bollwerk der Stadt Verona gedacht war.

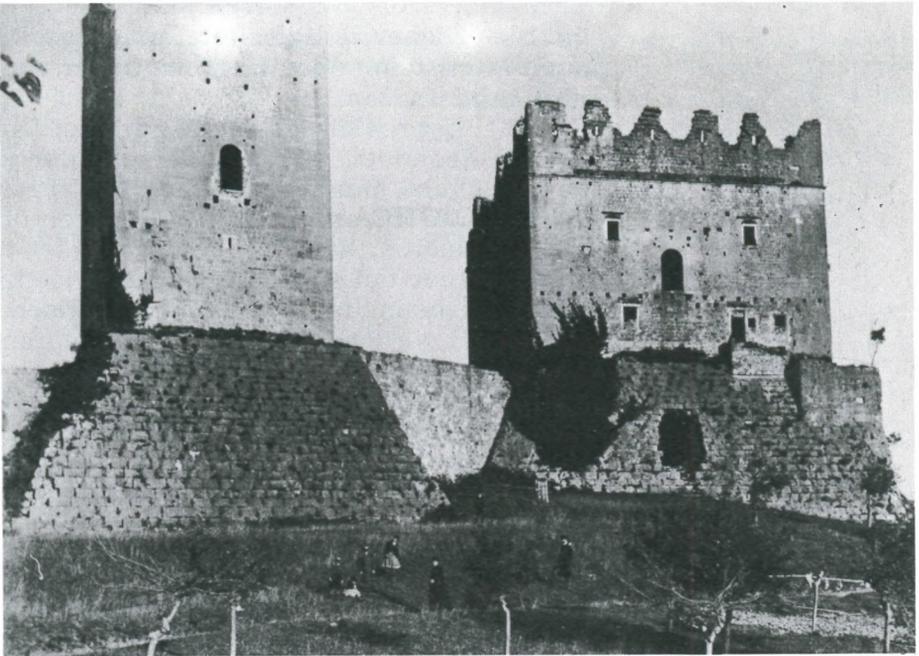
Zuerst Besitz der Montecchi, wurde sie im Jahre 1223 Eigentum der Gemeinde von Verona und war schließlich in den Händen von Ezzelino da Romano und Mastino della Scala.

Nach dem Brand von 1405 wurde sie von Venedig aus restauriert.

Der Krieger Girolamo Pompei erhielt im Jahre 1509 als Lohn für seine Verdienste von der Republik Venedig die Burg samt der Umgebung von Illasi als Geschenk. In der Folge diente sie verschiedenen Feudalgeschlechtern und deren Zweiglinien als Wohnsitz.

Im Laufe der Zeit kam es zu diversen Umbauten und Teilungen, doch auf Grund der äußerst soliden Konstruktion des Gebäudes konnten bis heute seine Grundstrukturen unangetastet erhalten bleiben.

Die
Burg
von
Illasi
(13. Jahrhundert)



RELIGIOSITÄT UND LANDSCHAFT

Entlang der Ortsstraßen, aber vor allem auf den Bergstraßen trifft man oft auf Bildstöcke (capitelli), die das Landschaftsbild des Tals stark mitbestimmen. Es handelt sich dabei um eine Weiterentwicklung des heidnischen "compitum", die Adikula (ein kleiner Tempel), in der die "Lares compitales", die Beschützer der Wege, aufgestellt waren. Das Wort leitet sich wahrscheinlich von "caput" ab (d.h. Haupt, äußerster Punkt, Wegkreuzung). Die Bildstöcke sind einerseits Symbol bäuerlicher Religiosität, andererseits aber auch Marksteine oder Begrenzungen von Wegen und Landstraßen.

Es gibt sogar wichtige Punkte in der Landschaft und im Wegenetz, wie zum Beispiel der Gipfel eines Hügels, Wegkreuzungen, Bergpässe oder Furten, die ihren Namen von Kreuzen oder Bildsäulen erhalten haben. Ein Beispiel ist die Ortschaft Croce del vento oder San Vincenzo.

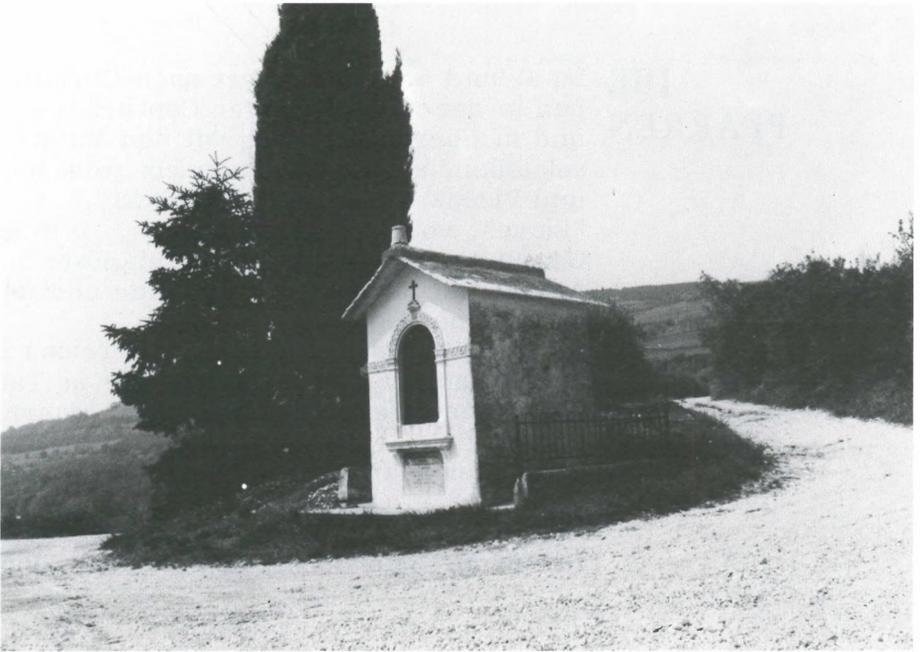
Ein weiteres charakteristisches Landschaftselement sind die Friedhöfe mit ihren langen Zypressenalleen.

Früher befanden sie sich rund um jede Kirche oder auch im Inneren des Gebäudes. Erst mit dem Edikt Napoleons aus dem Jahr 1804 rückten sie in eine gewisse Entfernung von der Ortschaft.

Außerdem findet man im gesamten Illasital Kapellen, erbaut von reichen Grundbesitzern und Hauseigentümern, in denen früher von den Landpfarren aus Messen gelesen wurden. Später wurden sie zu Andachtsstätten kleiner Gemeinden. Sie liegen mit der Stirnseite und dem Eingang zur Straße gewandt.

Die kleinen Landkirchen hingegen haben den Charakter von Opferstätten, an denen um reiche Ernte und um die Abwehr von Unheil gebetet wird. Ihre Architektur ist sehr schlicht. Sie sind einer Häusergruppe zugeordnet und werden von deren Bewohnern instandgehalten.

Religiosität
und
Landschaft



DIE PFARREN

Im 4. und 5. Jahrhundert nach Christus entstehen in der Nähe des Ager Centuriatus Romanus und in Übereinstimmung mit den Mutationes (Wechselstellen) an der Via Postumia zwischen Verona und Vicenza die "PIEVI PAGENSI".

"Pieve", vom lateinischen plebs, -is (das ist die Gemeinde der Getauften mit religiösen und zivilen Ämtern) bezeichnet das Gebäude und das landschaftliche Gebiet.

Die "PIEVI PAGENSI" (Landpfarreien) entstehen abwechselnd auf der Anhöhe oder im Tal, sodaß jede ihren eigenen Einflußbereich wahrnehmen kann.

Die ersten Pfarreien, das heißt die ersten Kirchen, umfaßten ein Gebiet, das mehrere Landbezirke (ländliche und religiöse Verwaltungsbereiche) mit einschloß. Deshalb wurden sie auch "Pievi Pluri-

pagensi" genannt. Ihnen gehörten die Kirchen von S. Maria in Piano di Colognola und S. Giustina di Illasi an, die zehn Meilen östlich von Verona, an der Via Postumia, im Zentrum des Ager Centuriatus Athesinus steht. Die Pfarrei von Tregnago ist auch eine Landpfarre und trägt den Namen S. Maria Assunta. Als Pfarre des oberen Illasitals scheint sie schon ab dem 11. Jahrhundert in den Urkunden auf.

Die Ordnung der ältesten Pfarreien wurde einige Jahrhunderte später, um das Jahr 1000, durch die Errichtung von eigenen Kapellen in Burgen und Klöstern, den "neuen Kirchen", gestört. Das grundlegende Dokument zur Entwicklung der Pfarren des Illasitals ist die Bulle des Papstes Eugen III. aus dem Jahre 1145, die ein vollständiges Bild der Landverteilung der Diözese von Verona enthält.

ROMANISCHE KIRCHEN

Während des gesamten 11., 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts setzt sich in der Provinz von Verona die romanische Bauweise durch. Einige der romanischen Kirchen des Illasitals sind bis heute erhalten geblieben. Das Baumaterial ist Tuffstein und Backstein. Ausmaße und Gliederung der Bauten sind einfach und bescheiden. Charakteristisch ist die Schwere des Mauerwerks und das Gefühl der Masse, welche die Gebäude ausstrahlen, deren Mauern nur von wenigen schmalen Fensteröffnungen durchbrochen sind. Die Tore sind meist rechteckig, die Türpfosten und Stützbalken sind aus Marmor. Darüber befindet sich im Protirium (der Vorhalle) eine bemalte Lünette (halbmondförmiger Aufsatz). Im Laufe der Jahrhunderte kam es an den Gebäuden zu zahlreichen Veränderungen. Zum Beispiel ist von der ehemals romanischen Pfarrkirche von Illasi nur mehr der Turm im romanischen Stil erhalten geblieben. Das übrige Gebäude wurde im neoklassizistischen Stil wiederaufgebaut. Hinter dem Hauptaltar wurde ein Säulengang errichtet. In Tregnago wurden in einer kleinen romanischen Kirche (Chiesa della Disciplina) an der Seite zwei Gruften aus dem 14. Jahrhundert eingefügt. Das Protirium stammt aus der Nachbarspfarrei. Im Inneren der dreischiffigen Pfarrkirche von Colognola wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts ionische Säulen und dekorative Bogengänge eingebaut, während die zwei Pilasterreihen der Balustrade neben dem Hauptaltar entfernt wurden. Die Fresken aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind übertüncht worden.

Auch der Kreuzgang der ursprünglich romanischen Pfarrkirche von Badia Calavena, der seit jeher ein Benediktinerkloster angeschlossen war, ist in der Renaissance erneuert worden. Hinter der gegenwärtigen Kirche verbirgt sich aber noch ein Großteil der alten Konstruktion, wie zum Beispiel der Turm und die zum Teil verfallene Glöckerstube.

Die
Kirche
der
Heiligen
Ordnung
in
Tregnago
(13. Jahrhundert)



DIE KLÖSTER

Im Veroneser Gebiet waren im Hochmittelalter kaum größere Klosterzentren vorhanden, da es so gut wie keine Adelsgeschlechter gab, die ihren Einfluß durch die Gründung von Klöstern verstärken hätten wollen.

Unter den wenigen Klöstern, die in der Zeit der Kirchenreform im 13. Jahrhundert gegründet wurden, befindet sich San Pietro di Calavena, das zum ersten Mal in einer Urkunde aus dem Jahr 1133 erwähnt wird: Es besaß ein so hohes Ansehen, daß es für würdig gehalten wurde, im Jahre 1165 den aus Rom geflüchteten Pontifex Lucius III. zu beherbergen. In der Tat hat diese Klostergründung seit ihrem Bestehen einen äußerst raschen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt, sodaß durch Eintreibung von Kirchenzehnten ein Zwist mit der Pfarre S. Maria Assunta von Tregnago entstand. Sein autonomer Einflußbereich weitete sich im Laufe des 13. Jahrhunderts bis zu den Lessinier Bergen aus, die am Ende des Jahrhunderts von zimbrischen Einwanderern bevölkert worden waren. Am westlichen Hang des Tales in S. Mauro di Saline steht die Kirche zum Hl. Maurus. Eigentlich ist sie dem Hl. Leonhard geweiht und wurde im Jahre 1388 über den Resten eines älteren Gotteshauses errichtet, das zu Ehren des Hl. Bischofs Maurus gebaut worden war, der dort jahrelang als Einsiedler gelebt hatte. Aus einem Dokument des Jahres 1145 geht hervor, daß es von einem Prior namens Lanfrancus gegründet worden war. Daraus läßt sich schließen, daß auch eine kleine Klostersgemeinschaft angeschlossen gewesen sein könnte.

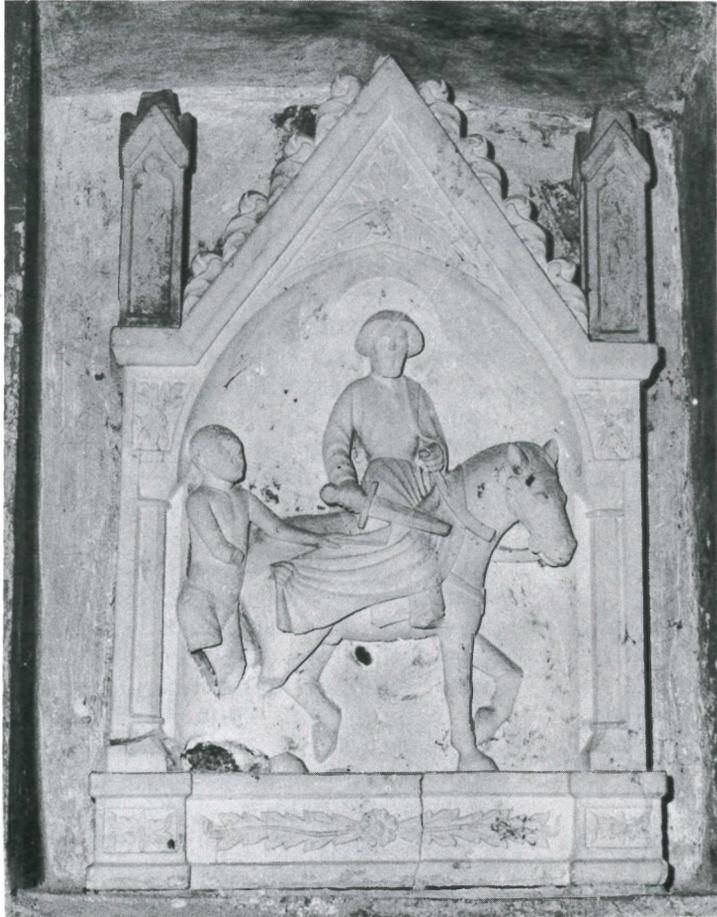
Das
Kloster
des
Hl. Leonhard
in
San Mauro
di
Saline
(1388)



KUNST UND AMBIENTE

Die Kleinkunst des Illasitals besteht vor allem aus Wandmalereien. Sie bilden ein charakteristisches Element dieser Kulturlandschaft. Ihre Formen sind einfach, aber ausdrucksvoll. Sie haben kunsthandwerklichen Charakter. Die Malereien spiegeln die Vorstellung des Volkes von der Muttergottes und den Schutzheiligen wider. Auch ihre Standorte zeugen von der Intention, aus der heraus sie entstanden sind: an den Wegkreuzungen, auf den Eingangsbögen der Gehöfte, an den Fassaden der alten Häuser. Sie sollten die Familien und Wandersleute in dieser damals sehr armen und unwegsamen Gegend beschützen. Oft erinnern sie auch an ganz bestimmte Ereignisse aus dem Leben einer kleinen Gemeinde. In alten Texten spricht man von "madonari", die sich an der Schule Veroneser Maler gebildet hätten, um dann die Provinz zu durchwandern und die Fassaden der Häuser zu schmücken. Die Alten können sich noch erinnern, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts Wandermaler als Gegenleistung für eine Mahlzeit Heiligenbilder, wie zum Beispiel die Muttergottes mit dem Jesuskind, den Hl. Blasius, den Hl. Christophorus und andere Heilige malten. Besondere Beachtung gebührt dem "Arco delle Madonne di Cellore", durch den man einen alten Hof betritt und der das Künstlerische mit der gewohnten Architektur des Tals verbindet.

Hl. Martin.
Basrelief
aus
dem
15. Jahrhundert



KUNST
IN
TREGNAGO

Tregnago, die am dichtesten besiedelte Ortschaft des Tals, verwahrt in den beiden Kirchen (S. Egidio und Disciplina) kostbare Bilder und Skulpturen.

So gibt es zum Beispiel in der Kirche der S. Disciplina von Tregnago Fresken von N. Giolfino, einem bekannten Veroneser Maler des 16. Jahrhunderts. Weiters finden wir ein Tafelbild aus der selben Zeit von F. Brusasorci. Ein Altarbild, von dem ungewiß ist, ob es aus der Schule von Bellini oder von F. Morone stammt, befindet sich heute im städtischen Museum von Verona. Die Lünette des Protiriums der Kirche der S. Disciplina kommt von der Fassade der alten Pfarre S. Maria Assunta. Das dazugehörige, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammende Fresko, das die Jungfrau mit dem Kind auf einem Thron sitzend darstellt, befindet sich im Inneren der kleinen Kirche. In einer quadratischen Nische im Innenraum der selben Kirche findet man das wunderschöne, aus weißem Marmor gefertigte Basrelief des Hl. Martin, des Schutzpatrons von Tregnago.

In der Kirche des Hl. Egidius wird ein kostbares Gemälde des Veroneser Malers F. Brusasorci aufbewahrt, das die Hl. Anna und den Hl. Michael darstellt. Das Gemälde, das entwendet worden war, wurde wieder aufgefunden, restauriert und an seinen alten Platz zurückgebracht.

Im Ratssaal des Rathauses von Tregnago, vormals die Villa Pellegrini, befinden sich Fresken des Veroneser Malers Andrea Porta aus dem 17. Jahrhundert. Sie sind in zarten Farbtönen gehalten und stellen bäuerliche Landschaften dar, die weniger der Wirklichkeit der Natur entsprechen als vielmehr der Phantasie des Künstlers entsprungen sind. Zwei dieser Gemälde haben eine beachtliche Größe, die übrigen vier sind kleiner und befinden sich in sehr fein gearbeiteten Stuckrahmen.

Der
Madonnenbogen
in
Cellore



**DIE
BILDHAUER
DES
TALS**

In den größeren und kleineren Kirchen des Illsitals finden sich zahlreiche Kunstschatze, die bis heute viel zu wenig Beachtung fanden. Hier wäre als Beispiel der Meister von S. Anastasia, der anonyme Begründer der gotischen Veroneser Skulptur, zu nennen. Seine Schaffenszeit fällt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Auf welcher hoher künstlerischer Stufe er stand, beweist die Tatsache, daß ihm die Ausführung des Sarkophags Cangrandes anvertraut wurde. In seinen Skulpturen vereinigen sich die gotische Spannung mit einer Art Expressionismus, der seinen Niederschlag in der schmerzlichen Verkrümmung seiner Kreuzdarstellungen findet. Bartolomeo Giolfino, der Vater des Nicola, war ein Veroneser Künstler des 15. Jahrhunderts. Er bleibt zwar innerhalb der Grenzen provinziellen Kunsthandwerks, hatte aber ein offenes Auge für die Neuerungen der damaligen Zeit. Von ihm stammen zwei Steinreliefs in spitzbogigen Rahmen an den Seitenwänden der Hauptkapelle der Pfarrkirche von Colognola ai Colli.

Neben der erhabenen Kunst gibt es aber auch Taufbecken, Kreuze, Madonnen- und Heiligenfiguren, die der Volkskunst zuzurechnen sind. Sie sind eng mit der Frömmigkeit des Volks verknüpft, haben gröbere Formen und sind wahrscheinlich Arbeiten von Kunsthandwerkern.

Holzskulptur
in
Cellore
d'Ilasi



Berto Via Crucis (Schmiedeeisenarbeit)

da
Cogolo

Die vierzehn Stationen der "Via Crucis" sind das vielleicht bedeutendste Werk des aus Cogollo di Tregnago stammenden Roberto Da Ronco (1887 - 1957), der unter dem Pseudonym Berto da Cogollo bekannt ist.

Die der Via Crucis zugrundeliegende Arbeitstechnik ist von ganz besonderer Art. Jede Figur ist zwar stilisiert, besitzt aber besondere, sich wiederholende Merkmale. Berto da Cogollo folgt der Tradition alter Schmiedeeisenkunst: er verwendet keine Gußformen und schmiedet das im Kohlenfeuer erhitzte Eisen mit schweren Schmiedehämmern auf dem Amboß. Die Verbindungen stellt er im Verfahren der Warm- und Laschennietung her. Auch die Farbgebung der Arbeiten ist einzigartig und beruht auf einer von ihm selbst erdachten Technik. Das Werk entstand in den Jahren 1943 und 44 nach skizzierten Vorlagen, von denen sich der Künstler im Zuge der Arbeit immer mehr entfernte.

Die Via Crucis wurzelt in der Realität, ohne jedoch einer gewissen Poesie zu entbehren. Die Christusfigur trägt eher menschliche als göttliche Züge; das Symbol des Kreuzes ist immer gegenwärtig. Auch die Zeichen der Hoffnung fehlen nicht, die manchmal angespannt, dann wieder ruhig und gefaßt erscheinen. In einigen Stationen erkennt man die Ruhe des erduldeten Schmerzes, in anderen dominiert die Spannung, wie zum Beispiel in den Gesichtszügen der Muttergottes. Technisch einfach ausgeführt, dennoch grundlegend neu, bewältigt Berto in seinem Werk in organischer Komposition die Spannung zwischen leeren und gestalteten Räumen. Trotz des manchmal eher herben Verismus, kann man in der Via Crucis doch eine symbolische Verklärung erkennen. Das macht ihre "volkstümliche" Wirkung aus: die rührende Intensität, die ein hartes Material, wie es das Eisen ist, ausstrahlt, wenn es vom Künstler unter großer physischer Anstrengung formbar und geschmeidig gemacht wurde. In den von Berto mit größter künstlerischer Ausdruckskraft gestalteten Stationen (die zweite, sechste, siebente, die Christusgruppe in der zwölften, die dreizehnte und vierzehnte), scheint jegliche Schwere der Figuren aufgehoben.

Station
der
„Via
Crucis“
von
Berto
da
Cogolo



**DIE
MALER
DES
TALS**

In zahlreichen Kirchen des Tals werden Kunstwerke berühmter Maler aufbewahrt, so zum Beispiel des Stefano von Verona, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Verona wirkte. Von ihm befindet sich in der Pfarrkirche von Illasi ein Altarbild, das die Muttergottes mit dem Kind und Engeln darstellt.

Francesco Marone arbeitete am Ende des 15. Jahrhunderts und im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Ihm verdanken wir die Fresken in der Nischenwölbung der Apsis der Kirche zum Hl. Zeno di Cellore in Illasi.

Im Zusammenhang mit der Kunst in Tregnago wurden die Maler N. Giolfino und F. Brusasorci bereits genannt.

Es sind im allgemeinen Altarbilder und Fresken künstlerisch und geschichtlich bedeutender Kirchen, die die Muttergottes mit dem Kind und die Heiligen darstellen.

So kann man zum Beispiel in der Pfarrkirche von Colognola ai Colli die Krönung Mariens von Alessandro Turchi, genannt l'Orbetto, besichtigen. In derselben Kirche gibt es noch anonyme Gemälde aus dem 15. Jahrhundert. Ebenso wertvolle Malereien findet man auch in weniger bedeutenden Kirchen. Die Aufträge gehen wahrscheinlich einerseits auf den Einfluß des Bischofs von Verona zurück, andererseits kommen sie von städtischen Adelsfamilien, die ab dem Ende des 14. Jahrhunderts und danach das Tal als Sommerwohnsitz wählten.

Jungfrau
mit
dem
Kinde
auf
dem
Thron
sitzend
(14. Jahrhundert)



DIE VILLEN

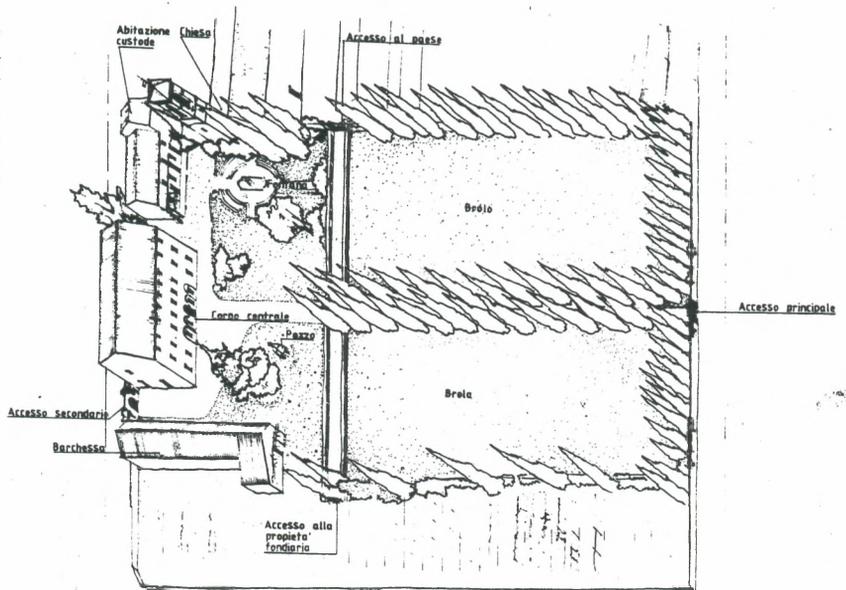
Steigt man, von der Ebene kommend, bis über Tregnago hinaus aufwärts, so bietet sich uns die Landvilla als bestimmendes Element der Tal-landschaft dar. Ihre Ursprünge gehen bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurück, als nämlich das Ende der Kriege mit den Viscontis der Landbevölkerung wiederum größere Sicherheit brachte.

Auch die städtischen aristokratischen Familien wandten sich nun mit neuem, wirtschaftlichem und kulturellem Interesse den damals in ihrem Besitz stehenden Ländereien zu.

Die Villa wird zum Organisationszentrum manchmal sehr großer Liegenschaften (wie im Fall der Villa Pompei in Illasi, die im Jahre 1682 über einen Landbesitz von 609 Feldern verfügt) und entspricht ihrer historischen Entwicklung nach einem Landgut.

Im Illasital sind die landwirtschaftlichen Gebäude und Scheunen an die Seitenmauern des Herrschaftshauses angefügt. Das soll ein Zeichen für die tätige Anwesenheit der Grundbesitzer sein, wenn dieser dort auch im wesentlichen nur wohnt. Der Park und der Gemüsegarten liegen direkt beim Haus und sind durch eine Mauer vom übrigen Grundbesitz abgeschirmt.

Die
Villa
Ferrari
delle
Spade
in
Tregnago.
Axionometrie

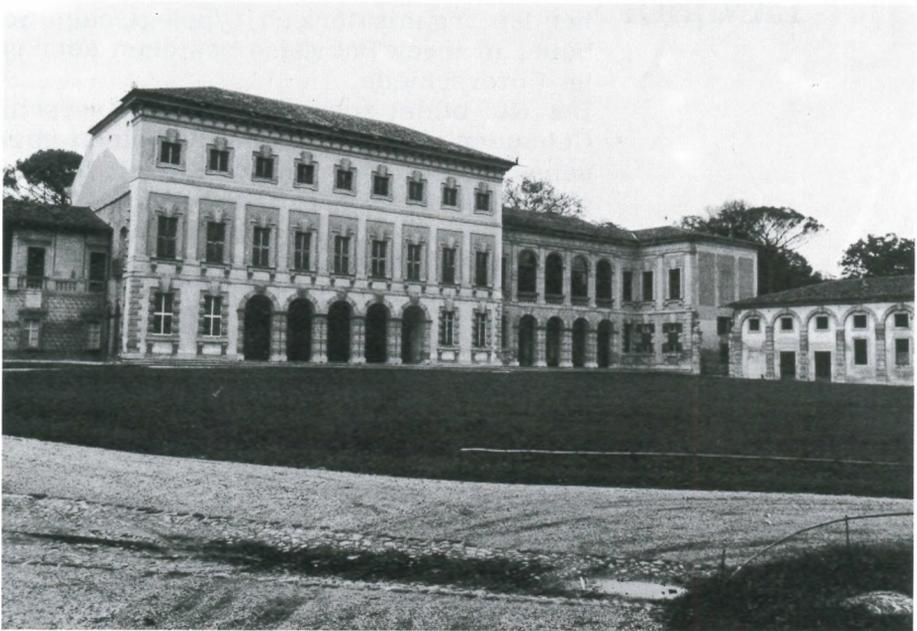


**DIE
ORGANISATION
DER
VILLA**

Die Villa, mit dem Gemüsegarten und den dazugehörigen Ländereien, stellt eine kleine Welt für sich dar, die eine komplexe soziale Gliederung in sich trägt. Gleich nach dem Gutsherrn folgt auf unumstrittenem Platz die Person des Verwalters, dem das Land anvertraut ist. Zu seinen Aufgabenbereichen zählen die Auswahl der Anbausorten, der Dammbau und die Kanalisierung. Weiters kontrolliert er die eingebrachte Ernte und beaufsichtigt das Gut während der Abwesenheit des Besitzers. Er ist Vermittler zwischen dem Gutsherrn und dessen Untergebenen, erteilt den Bauern, Viehhütern und der Dienerschaft Anweisungen. Der Halbpächter ist jeweils nur auf bestimmte Zeit verpflichtet. Er befolgt die Anweisungen des Verwalters in bestimmten Parzellen des Landes und teilt den Ertrag der Ernte mit dem Gutsbesitzer. Neben der Villa wohnen die Lohnarbeiter: Gärtner, Kutscher, Kellermeister, Fuhrknecht und Tischler. In der Villa selbst wohnt die Dienerschaft, Köchinnen und Hausmädchen.

An unterster Stelle dieser sozialen Stufenleiter steht die Person des "famejo". Es handelt sich dabei um einen jungen Burschen, der bei den Pächterfamilien wohnt, um das Handwerk zu erlernen. Er arbeitet ohne Lohn, nur für Kost und Quartier und besitzt eine kaum höhere Stellung als ein Leibeigener.

Die
Villa
Sagramoso
in
Illasi
(18. Jahrhundert)



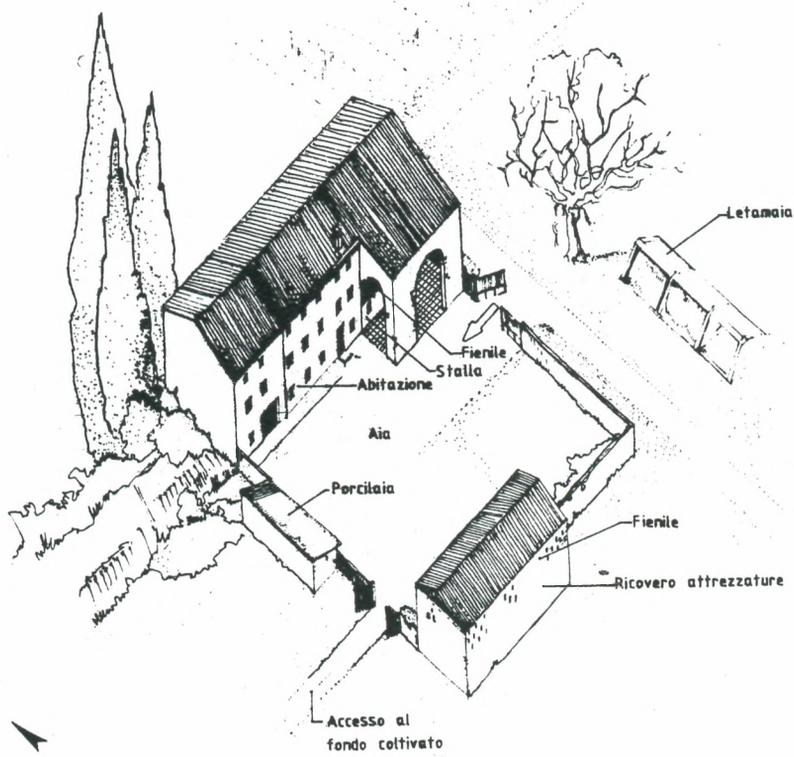
DER LANDHOF

Die Höfe findet man sowohl in der Talsohle als auch im Hügelland. Sie sind nach einem feststehenden organisatorisch-typologischen Schema gebaut, in ihrer Bauweise bestehen aber mancherlei Unterschiede.

Der Hof bildet zusammen mit den verschiedenen Gebäuden und der Steinmauer einen abgeschlossenen Bezirk, der einstmals auch der Verteidigung diente. In ihm wohnen eine oder mehrere Familien.

Während die Gehöfte in der Ebene einzeln, oft mitten im Anbauggebiet, zu finden sind, stehen die Höfe des oberen Tals, deren Häuser oft an den Berg gebaut sind, an vorgegebenen Stellen. Je näher kultivierbares Land, desto weiter entfernt ist der Wald. Unter diesen Bedingungen ist die Landwirtschaft heute in Form eines alternierenden Feldbaus organisiert.

Anders ist die Situation im Hügelland und im Gebirge. Dort wurde auf Grund der starken Verstädterung in den fünfziger Jahren ein Großteil der Höfe verlassen und somit dem Verfall preisgegeben. Ihr architektonischer Stellenwert wurde bis heute noch viel zu wenig erfaßt.



DIE ZIMBRISCHE BESIEDLUNG

Historisch- geographische Zuordnung

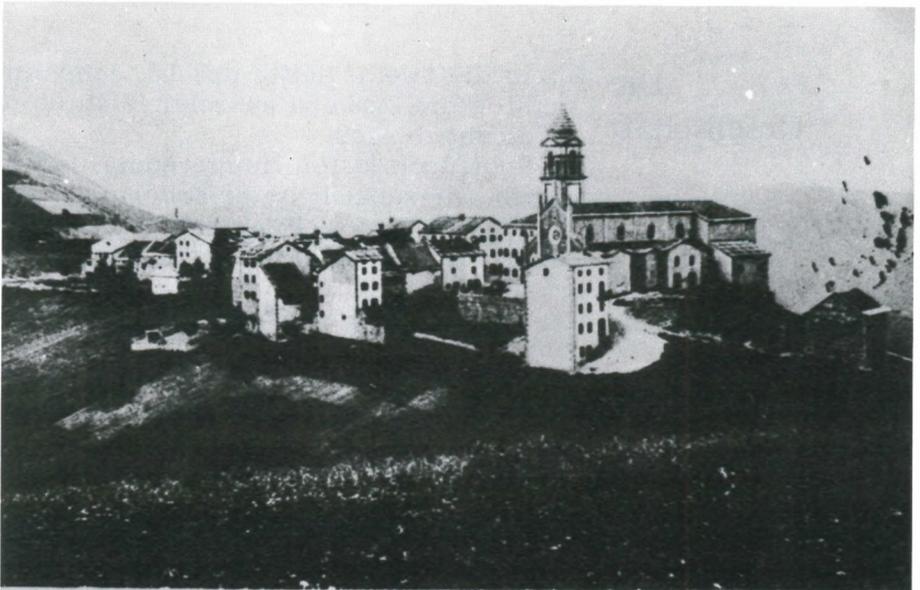
Die Besiedlung der venetischen Voralpen durch deutsche Völkerschaften beginnt wahrscheinlich mit dem Ende des 10. Jahrhunderts und setzt sich bis ins 13. Jahrhundert fort. Die ältesten Ansiedlungen dürften in der Hochebene von Asiago entstanden sein. In der Folge kam es zu weiteren Ansiedlungen in den Veroneser Bergen. Dies geht aus einem Dokument des Jahres 1287 hervor, in dem der Bischof Bartolomeo della Scala die Besiedlung einiger Gebirgsgebiete aus kirchlichem Besitz erlaubt.

Der Hauptort der neugegründeten Gemeinden war Roverè. Ihre Zahl wuchs ständig an, bis im Jahr 1616 schließlich dreizehn Gemeinden existierten (daher der Name die "Dreizehn Veroneser Gemeinden").

Es waren dies: Velo, Roverè, Valdiporro, Camposilvano, Selva di Progno, San Bartolomeo Tedesco, Azzarino, Badia Calavena, San Mauro di Saline, Boscohiesanuova, Erbezzo, Cerro, Tavernole. Giazza gehörte zur Gemeinde Selva di Progno. Die Sprache der Dreizehn Gemeinden entwickelte sich aus dem Mittelhochdeutschen. Diese Sprache wurde im 13. Jahrhundert von den Holzfällern und Hirten gesprochen, die noch zum Teil als Nomaden lebten und zu den am weitesten im Westen lebenden Deutschen des Gebietes von Vicenza zählten. Bei ihnen taucht zum ersten Mal die Bezeichnung "zimbrisch" auf. In der Tat nannten sie sich nicht nur "Deutsche", sondern auch "Zimmerer", das heißt Zimmerer, Holzfäller.

In früheren Zeiten wurde dieses Wort fälschlicherweise mit den "Zimbern", die im Jahr 101 vor Christus von Marius besiegt worden waren, in Zusammenhang gebracht, sodaß man glaubte, es mit den Resten dieses antiken Volkes zu tun zu haben.

Velo
Veronese



Velo Veronese (m 1087).

Panorama

DIE ZIMBRISCHE BESIEDLUNG

Das Umland

Als die zimbrischen Siedler ins Land kamen, fanden sie weit ausgedehnte Wälder (vor allem mit Buchenbestand) und Weideland vor.

Es gab keine festen menschlichen Ansiedlungen wie beispielsweise in den Niederungen der Hochebene der Lessinia (700 bis 800 m über dem Meeresspiegel). Das Hauptbetätigungsfeld der Zimbern war die Holzfällerei und die Gewinnung von Holzkohle. Sie belieferten damit die Werkstätten der in der Ebene gelegenen Städte, wie zum Beispiel Verona.

Als später, auf Grund ausgedehnter Schlägerungen genügend Platz vorhanden war, widmeten sie sich auch dem Ackerbau und der Viehzucht. Diese sind auch heute noch die wichtigsten Betätigungen der Bevölkerung von Lessinia.

Die Gesellschaft

Bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts bewohnten die Zimbern ausschließlich die Gebiete des Hochgebirges.

Später jedoch lösten Hungersnöte und daraus folgernde wirtschaftliche Erfordernisse eine langsame und unaufhaltsame Zersplitterung der zimbrischen Volksgruppe aus. Die Abwanderung fand vor allem aus den Tälern und der Ebene des Veroneser Gebietes statt. Dazu kamen noch die ersten Eheschließungen zwischen Zimbern und Italienern. In der Folge wurde die zimbrische Mundart oft durch die dominierenden Sprachen ersetzt und blieb nur in bescheidenen Überresten vorhanden. Heutzutage gibt es keine wirklich zimbrischen Gemeinden mehr.

Sie existieren höchstens in wenigen Überresten in den von Verona aus weniger beeinflussten Zonen.

Kunst und Musik

Die zimbrischen Siedler der Lessinier Berge hatten keinerlei Kunsttradition. Die ersten künstlerischen Ausdrucksformen entstanden erst zwei Jahrhunderte nach ihrer Ansiedlung. Sie waren äußerst einfach und ausschließlich religiösen Themen gewidmet.

Besondere Bedeutung hatte die volkstümliche Skulptur.

Es sind noch Reste der zahlreichen "colonnette" erhalten.

Auch die Musik hat volkstümlichen Charakter und behandelt neben der Liebe religiöse, patriotische und volkstümliche Themen.

Die Texte sind fast immer eigenständig, während in der Musik verschiedene deutsche und venezianische Einflüsse zu finden sind.

Ein
Bild
aus
dem
Alltagsleben



DIE ZIMBRISCHE BESIEDLUNG

Die Sprache

Die Zimbern bezeichneten ihre Sprache als "tautsch", oder ausführlicher als "Tautschaz gareida". In der östlichen Lessinia fand diese Sprache ihre größte Verbreitung während des 15. und 16. Jahrhunderts.

In der Folge verlor das Zimbrische gegenüber der Sprache von Verona immer mehr an Bedeutung. Im Jahre 1785 lebte die zimbrische Mundart noch in Giazza, Selva di Progno, Campofontana und San Bartolomeo Tedesco.

Ein Jahrhundert später wurde sie noch in Giazza und in einigen Gegenden von Campofontana gesprochen. Heute wird sie nur noch von einigen Bewohnern Giazzas beherrscht.

Die Sprache der Dreizehn Gemeinden gehört zur Familie der westlichen germanischen Sprachen und bildet gemeinsam mit dem Zibrischen der Sieben Gemeinden (Hochebene von Asiago) und dem Zimbrischen von Luzern (Val d'Astico) die zimbrische Sprachgruppe.

Der Ursprung der zimbrischen Mundarten ist noch nicht zur Gänze nachgewiesen. Man kann annehmen, daß sich die erste Gruppe deutschsprachiger Einwanderer ungefähr im 10. Jahrhundert auf der Hochebene von Asiago niedergelassen hat. Wenig später, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, sind dann weitere Deutsche in aufeinanderfolgenden Schüben hinzugekommen. Eine dieser neu dazugekommenen Gruppen ist wahrscheinlich mit den ersten Ansiedlern verschmolzen und hat die Bevölkerung der Sieben Gemeinden gebildet.

Aus den folgenden Einwanderern, die immer weiter nach Norden, Westen und Südwesten vordrangen, sind die zimbrischen Kolonien des Trentino und der Dreizehn Gemeinden hervorgegangen.

ANALYSE DER BESIEDLUNG DES GEBIETES

Betrachtet man das Bergland der Lessinia in einer Höhe von über 800 m, dort, wo die Siedlungen der Zimbern entstanden sind, so kann man mit zunehmender Höhe folgende Einteilung treffen: Man findet Ansiedlungen, die sich um Siedlungskerne gebildet haben und bis zu einer Größe von 15 bis 20 Familien angewachsen sind. Außerdem gibt es eigene, geschlossene und komplexere Wohnsiedlungen mit gemeinsamen wirtschaftlichen und arbeitstechnischen Erfordernissen.

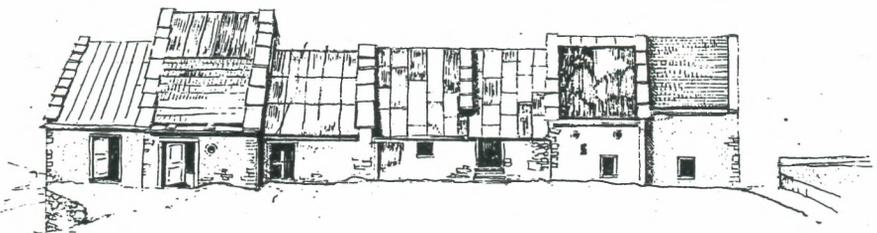
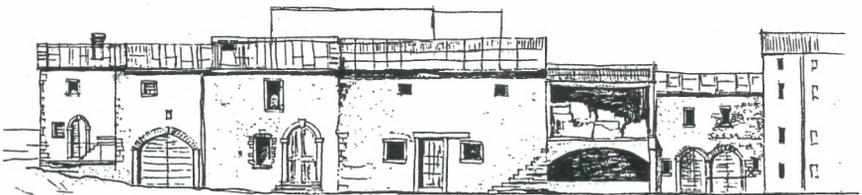
Steigt man weiter aufwärts, so wird die Landschaft zunehmend gebirgiger, die Behausungen spärlicher und isolierter. Es gibt weniger Straßen, die Wälder lichten sich, um Wiesen und Weideland Platz zu machen. Hier trifft man auf die Sennhütten der Lessinia, in denen während des Sommers Milchprodukte verarbeitet werden. Die Tiere werden außerhalb der Sennereien, in umzäunten Arealen, gehalten.

Die Sennhütten sind Steinbauten, die an den Ecken meist behauen sind und haben steile, aus Steinplatten gefertigte Dächer. An der Vorderseite befinden sich kleine Öffnungen, die einen in Stein gehauenen Rahmen aufweisen. Das zu jeder Hütte gehörige Areal ist sorgfältig aufgeteilt und meist durch aufgestellte Steinplatten abgegrenzt.

Die Viehweide ist mit Bäumen und Hecken bepflanzt, sodaß sich eine natürliche Einfriedung ergibt.

Ein Teil des Bodens wird manchmal als Gemüsegarten verwendet.

Typische
Architektur
aus
einer
Gegend
der
Lessinia



**BETRACH-
TUNG
EINER
ANSIEDLUNG
AM
BEISPIEL
DES
WEILERS
PAGANI
IN
CAMPO-
FONTANA**

Pagani, die am weiten im Gebirge gelegene Siedlung in der Provinz Verona, liegt in einer Höhe von 1260 m an den Hängen des Monte Lobbia und fügt sich in ausgewogener Weise in die Landschaft ein.

Ihre Gründung fällt in die Zeit der Einwanderung jener bairisch-deutschen Völker, die im 13. Jahrhundert weite Teile der Lessinia längs der Strada Vicentina besiedelten. Die Strada Vicentina liegt oberhalb der Ortschaft und stellte damals eine wichtige Verkehrsverbindung zwischen den Vicentiner Tälern des Chiampo und dem Caregagebirge dar.

In dem komplexen System von bebauten und nicht bebauten Räumen des Ortes stellen die Häuser die Keimzellen der Besiedlung dar.

Die ursprüngliche Bedeutung des Hauses liegt in seiner Funktion als zentrale Leitstelle der landwirtschaftlichen Tätigkeit. Es diente also nicht ausschließlich als Wohnstätte, sondern ist durch seinen ganz spezifischen Standort in der Landschaft ein Zeichen dafür, wie der Mensch seine Umgebung umwandelt und nutzbar macht.

Die Häuser sind immer an klimatisch günstigen Stellen errichtet. Dazwischen findet man landwirtschaftliche Gebäude, die, wenn sie als Ställe verwendet werden, direkt mit dem Weideland verbunden sind. Im nichtverbauten Gebiet verschmelzen oft die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Grund. Diese Areale sind durch Bodenpflasterung, Nischen, Zufahrten und kleine Mauern gegliedert, die lesbare Zeichen der geschichtlichen Entwicklung der Ortschaften darstellen.

Nur das Brunnengebäude unterscheidet sich durch seinen speziellen Charakter von den übrigen Bauten, weil es die wichtigste gemeinschaftliche Einrichtung des Ortes ist. Wie auch in allen übrigen Siedlungen, die in wasserarmen Gebieten entstanden sind, hat das Wasser in Pagani einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung und Struktur der Siedlung ausgeübt.

Das
Brunnengebäude
im
Weiler
Pagani



2.
ARBEIT
UND
GERÄT

HERSTELLUNG UND VERMARKTUNG DES EISES

Die dürftigen wirtschaftlichen Verhältnisse in der Lessinia zwangen die Einwohner, alle natürlichen Reichtümer zu nutzen. Eine der originellsten Tätigkeiten zur Bewältigung der schwierigen wirtschaftlichen Situation war die Konservierung und Vermarktung des natürlichen Eises. Die Produktion von Eis entwickelte sich in Gebieten mit sehr tiefen Wintertemperaturen und guten Wegverbindungen. Zwei Elemente waren an der Eisproduktion wesentlich beteiligt: Der Teich und der Eiskeller.

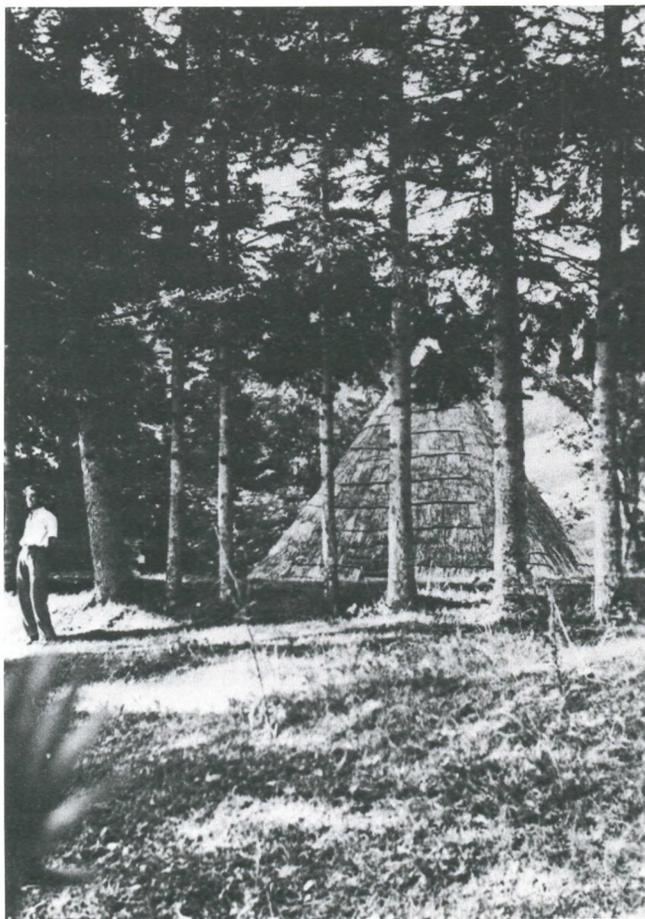
Für den Teich wurde eine natürliche Mulde in Länge, Breite und Tiefe künstlich erweitert. Um sie abzudichten und das Durchsickern des Regenwassers in die unteren Bodenschichten zu verhindern, vermischte man die tonhaltige Erde (*terra töngea*) mit Schotter, der aus den Schuttkegeln der Wildbäche abgehoben wurde. Schließlich preßte man den Boden noch, indem man Tiere und Wagen darüber führte. Zuletzt folgte dann noch eine sehr schwere, von Tieren gezogene Walze.

Gab es in der Umgebung eine Quelle, war die Wasserversorgung gesichert; es genügte, eine Leitung von der Quelle zum Teich zu legen. War das - wie so oft - nicht der Fall, so mußte das Regenwasser gesammelt werden. Die Teichmulde diente dann als Sammelbecken. Um das Wasser in die gewünschte Richtung zu lenken, wurden zum Hang querlaufende Kanäle ausgehöhlt, die manchmal bis zu 100 m lang waren.

Die Grube, in welche der Eiskeller gemauert werden sollte, wurde an der Steilseite eines Abhangs ausgehoben: Dies erleichterte den Abtransport des abgegrabenen Materials. Die Seitenwände der zylindrischen Grube waren mit schweren zurechtgehauenen Steinblöcken ausgelegt, die man neben- und übereinander schichtete, ohne sie zu zementieren. Der Eiskeller sollte eine exakt zylindrische Form aufweisen. Sobald die Umfassungsmauer etwas höher als die mit Wasser gefüllte Mulde war, sparte man zwei fast quadratische Türen (1 m x 1,5 m) aus. Die eine war zum Einführen, die andere zum Entnehmen des Eises bestimmt.

Knapp oberhalb der Türen baute man entweder ein richtiges Dach aus Steinplatten, die auf schweren Balken aus Kastanienholz ruhten, oder eine sich nach oben hin verjüngende Überdachung aus Schilfrohr (*canèl*, *Arundo Phragmites* L.).

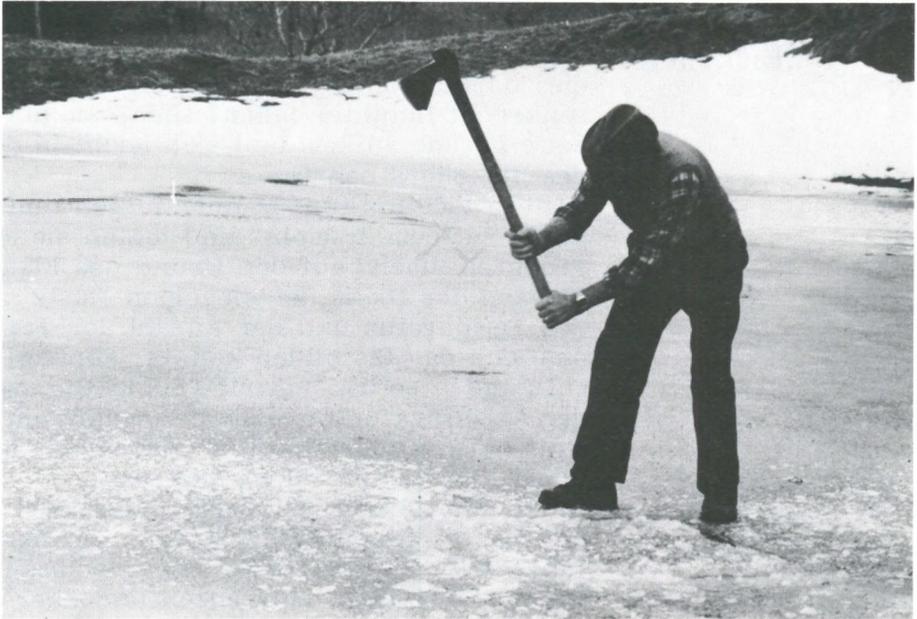
Eiskeller
mit
einem
Dach
aus
Schilfrohr



Das
Schneiden
der
Eisplatte

Waren der wassergefüllte Tümpel und der Eiskeller vorbereitet, so wartete der "giassaról", daß der erste Frost das gesammelte Wasser frieren ließe. Im Morgengrauen begann dann die Arbeit des Eishackens. Der erste Schnitt wurde mittels eines scharf geschliffenen Beils entlang des Beckenrandes ausgeführt. Es sollte damit das Eis gelockert werden, so daß es in einem einzigen großen Stück frei auf dem Wasser schwimmen konnte. Dieser Vorgang heißt "molàr el giasso sull'acqua" (das Eis aus dem Wasser lockern). Mit dem "segnarol" oder "fregón" (ein 80 cm langes Holzstück, an dessen einem Ende sich ein kleiner Holzstiel, am anderen ein großer Nagel befindet) wurde in einem Abstand von 80 cm vom ersten Schnitt eine Furche für den zweiten Schnitt ins Eis geritzt. So erhielt man einen 80 cm breiten Eisring mit dem äußeren Umfang des Beckens. In einem dritten Arbeitsgang wurden nun wiederum mit dem Maß des "fregón", also in Abständen von jeweils 80 cm, Platten aus dem Ring ausgeschnitten, deren Flächen annähernd quadratisch waren. Dann wurde das restliche schwimmende Eisstück in die "colòne" ("Säulen"), diese wieder in die "bàrche" (Platten mit einer Größe von 80 x 80 cm) zerteilt.

Das
Schneiden
und
die
Lagerung
des
Eises
im
„Eiskeller“



Lagerung
der
Eisplatte
im
Inneren
des
„Eiskellers“

An dieser Arbeit beteiligten sich etwa zehn bis zwölf Personen. Waren einige dutzend Platten geschnitten, machten sich die Arbeiter an die Unterbringung der "barche" in der "giassara". Während drei bis vier Männer die Arbeit mit dem "fregon" und den "segure da giasso" fortsetzten, zogen weitere zwei bis drei Arbeiter mittels eines an einem Seil befestigten Eisenhakens (el rampin da giasso) die Platten bis zum Eingang des Eiskellers. Jetzt mußte der erfahrenste Mann ans Werk gehen: die "barca" sollte - um nicht zu zerbrechen - senkrecht hinunter fallen, sodaß sie auf einer Seite gerade aufkam und sich leicht in den Boden des Eiskellers bohrte.

Weitere vier bis fünf Männer faßten nun die Eisplatte mit dem "rampin" und legten sie mit der größeren Fläche auf den Grund des Eiskellers. Je nach der Dicke der einzelnen "laste", die von der Temperatur und der Anzahl der Tage, an denen sich das Eis bilden konnte, abhängig war, entstanden so die "solari" (Schichten) im Inneren der "giassara". Normalerweise genügten drei übereinandergetürmte "barche", um einen "solâr" zu bilden, der 30 bis 40 cm dick war.

Die kleinen Eisstücke (scâie), die beim Aufprall der "lasta" abgesplittert waren, wurden mit dem "spigaról", einer Art Rechen, gleichmäßig in den Löchern zwischen den Platten und über dem "solâr" verteilt.

Nun bedeckte man die "giassàra" mit einer Schutzschichte aus Schnee, der - falls notwendig - aus dem Hochgebirge eingebracht werden mußte; dann folgte noch eine 20 cm dicke Schichte aus welchem Laub (fóia) oder aus Stroh. Da die Grube des "Eiskellers" ca. 10 bis 12 m tief war, konnte sie 3000 bis 3500 Zentner Eis fassen.

Lagerung
der
Eisplatten
im
Inneren
des
„Eiskellers“



Das
Aufladen
und
der
Transport
des
Eises

Mit dem Beginn der warmen Jahreszeit mußte das Eis aus dem Eiskeller geholt werden. An einem dicken Balken des Dachs wurde eine "sigagnóla" (Rolle, Flaschenzug) angebracht, in deren Rille ein Seil lief. Dieses war an einem Ende mit einem Eisenhaken versehen; das andere Ende führte durch ein kleines Fenster des Eiskellers zu einer Winde (fusêl). Damit konnten Eisplatten hochgezogen werden. Sobald die "barca" auf der Höhe der Ausgangstüre der "giassara" angelangt war, ergriffen sie zwei Männer mit dem "rampîh" und zogen sie auf die "carêta da giasso", einen vier-rädrigen Wagen, der für den Transport des Eises bestimmt war. Dieser charakteristische Wagen besteht aus zwei Achsen, auf denen die "gâbia", eine offene Kiste, liegt. Die Eisplatten wurden bis in den vorderen Teil der Kiste geschoben und mit der Schmalseite auf den Boden des Wagens gestellt. So fuhr man fort, bis der Wagen voll beladen war.

Gegen 23 Uhr kontrollierte der Fuhrmann aufs sorgfältigste die Ladung und den Zustand des Wagens. Jetzt begann der letzte Weg zu den Ortschaften, wo die Ware verkauft werden sollte. Die "giassarói" übten ihre Tätigkeit aus, bis die Kunsteiserverzeugung in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg diese traditionelle Art der Konservierung von natürlichem Eis verdrängte.

DER ALMAUFTRIEB

In der zweiten Maihälfte beginnt der Almauftrieb zu den Hochweiden der Lessinia. Uralte Gepflogenheiten, die vor allem mündlich überliefert werden, bestimmen, auf welche Art und zu welcher Zeit die Tiere auf der Alm gehalten werden. Die Almböden im Hochland der Lessinia waren während des Mittelalters im Besitz der Veroneser Klöster. Später kamen sie unter die Herrschaft der Scaliger und blieben bis zum 18. Jahrhundert Eigentum der bedeutendsten Adelsfamilien. Mit den Napoleonischen Reformen wechselten sie in den Besitz des ortsansässigen reichen Bürgertums.

Die Alm setzt sich aus drei wichtigen Elementen zusammen:

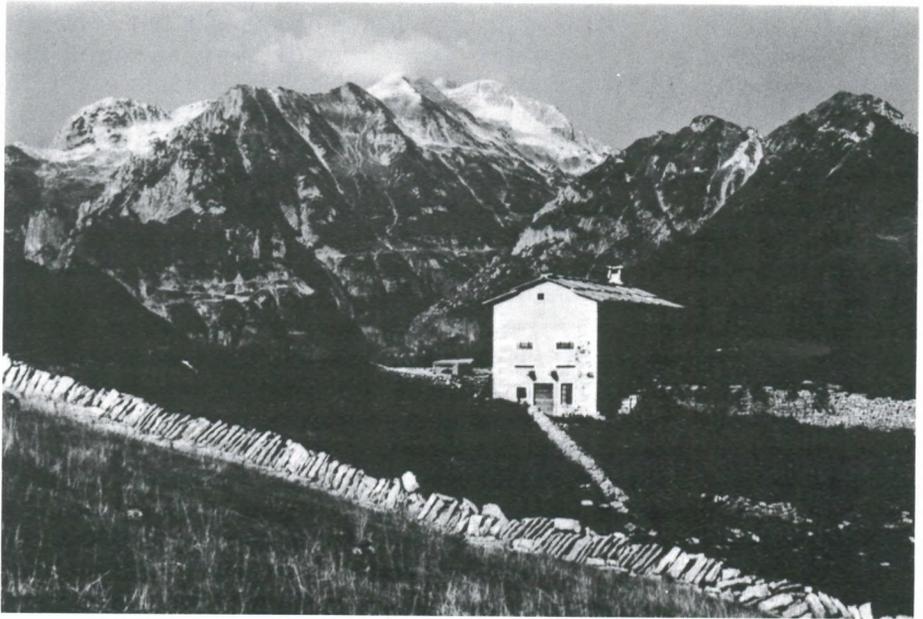
1. Die Gebäude (Hütte, Ställe): Sie dienen einerseits als Herberge für die Menschen, andererseits als Zufluchtsort für die Tiere, zur Milchverarbeitung und Aufbewahrung von Butter und Käse.
2. Das Weideland: Jeder Hektar Boden liefert das notwendige Futter für eine Milchkuh, die als Maßeinheit (paga) gilt. Einem Pferd kommt der Wert von zwei, einer Ziege von acht "paghe" zu.
3. Der Wald: Er liefert das für die Milchverarbeitung notwendige Nutzholz.

Der Größe der einzelnen Sennereien entspricht eine bestimmte Anzahl von Tieren. Sie besitzt somit einen ganz bestimmten wirtschaftlichen Wert. Der Pächter der Sennerei erhält einen Anteil von Butter und Käse, der sich aus der Zahl der zur Sennerei gehörigen "paghe" ergibt.

In der Römerzeit wurden nur Schafe auf die Hochweiden getrieben. Erst ab dem 15. Jahrhundert wurden die Almen in immer größerem Ausmaß auch für die Rinder genutzt. Nach dem 2. Weltkrieg wurden schließlich nur mehr Rinder auf die Almen geführt.

An einem festgesetzten Tag werden sämtliche Geräte und der Hausrat, der auf die Alm gebracht werden soll, auf einen zweirädrigen Karren geladen. Den Leitkühen werden Glocken um den Hals gebunden. Ihnen soll die Herde folgen. Unter dem Gebell der Hunde und der aufmerksamen Führung der Hirten beginnt dann der Almauftrieb.

Eine
Sennhütte
auf
den
Hochweiden
der
Lessinia



DIE MILCHVER- ARBEITUNG

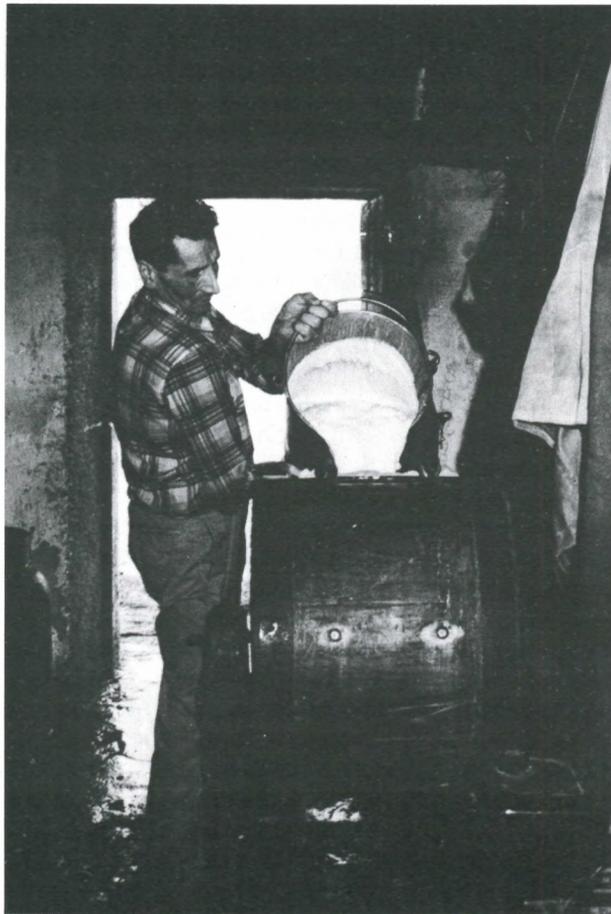
Während der gesamten Zeit, in der die Kühe auf der Alm bleiben, folgen die auf der Hütte beschäftigten Leute in ihrer Tageseinteilung einem genauen Plan, der sich in einem Zyklus von 24 Stunden wiederholt. Die meiste Zeit widmen sie dem Melken und der Milchverarbeitung. Mit dem Geräusch, das beim rhythmischen Schlagen einer Holzschale (cópa) auf den Boden eines Kübels (sécia) entsteht, werden die Kühe zum Melken gerufen. Der Senner sitzt beim Melken auf einem ein- oder dreifüßigen Schemel und läßt die Milch in eigene Holzkübel fließen, die er dann mittels einer Tragegestange (dèrla) zur Hütte bringt. Dort wird die Milch in Schalen (mastèle) aufbewahrt, bis sich der Rahm abgesetzt hat. Hierauf macht sich der Senner an die Verarbeitung der am Tag zuvor gemolkenen Milch. Mittels einer breiten, sehr flachen Schale (spanaróla) wird der Rahm von der Milch abgeschöpft und ins Butterfaß geleert. In der Lessinia ist sowohl das feste, wie auch das drehbare Butterfaß in Gebrauch.

Das drehbare Butterfaß (zangola) rotiert um eine waagrechte Achse und wird von einem vierbeinigen Holzgestell getragen. Der Senner preßt die Butter händisch und fertigt entweder große Laibe an oder formt sie in eigenen Butterformen. Die entrahmte Milch wird nun in einen großen Kupferkessel (caldéra) gegossen, wo sie unter dem Zusatz von Lab gerinnt.

Während der einzelnen Verarbeitungsphasen rührt sie der Senner mit eigenen Rührstäben (triso, rïssola, chitàra). Der so entstandene Käse wird in Formen gefüllt. Anschließend wird auf einer gelochten Tischplatte (spersór) händisch die Molke aus dem Käse gepreßt. Die Käsemasse wird in hölzernen Käsereifen (fassàre) gefaßt, gesalzen und schließlich zum Reifen in Fächer (scalère) eines eigenen Raumes (casàra) in der Sennhütte gelegt.

Aus der Molke, die nach dem Kochen im Kessel zurückbleibt, gewinnt man den Topfen (puña). Dieser wird in zylindrischen Behältern (caròte) aufbewahrt. Mit den Resten, die bei der Milchverarbeitung anfallen, werden Schweine gefüttert, wodurch auch jene Substanzen, die nicht für die Ernährung des Menschen geeignet sind, dem natürlichen Kreislauf wieder zugeführt werden.

Der
Rahm
wird
zur
Butterbereitung
in
ein
eigenes
Faß
geleert



VIEHZUCHT

Die Schaf- und Pferdezucht

In den Veroneser Bergen gibt es heute fast keine Schafzucht mehr, obwohl die Bauern in früheren Zeiten damit ihren Lebensunterhalt bestritten: die Schafe lieferten Milch, Fleisch und Wolle. Im Sommer werden die Schafe auf jene Weideplätze geführt, die wegen ihrer Kargheit für die Aufzucht anderer Tiere ungeeignet sind. Nach dem Almbtrieb führt man die Schafe auf Wiesen, wo sie das nach der letzten Heuernte oder nach dem Weiden der Kühe übriggebliebene Gras abweiden.

Nachts stehen sie im Stall, von den anderen Tieren durch eine Wand aus Holzpfählen getrennt. Die Schafmilch wird in einem eigens dafür vorgesehenen Kübel (coéio) gesammelt und ähnlich wie die Kuhmilch verarbeitet. Besonders wertvoll sind der Schafkäse und der Topfen.

Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, werden die Schafe geschoren, wobei man besondere Scheren verwendet, die aus einem einzigen gebogenen Eisenstück bestehen, das an den beiden Enden je eine spitze Klinge hat.

Zum Schleppen von Karren und Schlitten und zum Ziehen des Pfluges werden - dort, wo keine Rinder zur Verfügung stehen - Pferde herangezogen. Nur den wohlhabenden Familien ist es möglich, ein Pferd zu halten; die ärmeren Leute begnügen sich mit der Zugkraft eines Esels oder eines Maultieres. Die durch die industrielle Revolution herbeigeführte Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeit hat diese Tiere im Gebiet der Veroneser Lessinia vollständig zum Verschwinden gebracht.

Pferde
bei
der
Tränke
an
einer
Lache
im
Hochgebirge



Die Schweinezucht

Die Schweinezucht stellte für die Bevölkerung des Hügellandes und der bergigen Gebiete die wichtigste Einkommensquelle dar.

Bis kurz nach dem 2. Weltkrieg bestand die tägliche Nahrung des Kleinbauern und des Pächters fast ausschließlich aus Getreide, vor allem aus Mais, den man zu Polenta verarbeitete, und Milchprodukten. An kirchlichen Feiertagen oder zu Zeiten besonders schwerer Arbeit wurde zusätzlich noch Hühnerfleisch, Wild und Schweinefleisch gegessen. Daher maßen die Bauern dem Erwerb und der Zucht von Schweinen sowie der Lagerung des Fleisches und der sorgfältigen Nutzung aller Teile große Bedeutung bei. Das Schwein war billig in der Aufzucht und brachte große Einnahmen.

Für seine Ernährung genügten Eicheln, Gras, die bescheidensten Küchenreste und die Abfälle bei der Milchverarbeitung.

Schweinefleisch war so wertvoll, daß es die Bauern als Gabe für erteilte Hilfeleistung oder als Zeichen der Ehrerbietung gegenüber wichtigen Persönlichkeiten verwendeten. Zum Beispiel wurde eine Salami eigens für den Pfarrer hergestellt, dem sie anlässlich des Ostersegens von der Familie geschenkt wurde.

Aufheben
des
Schweins
nach
der
Schlachtung



DIE BIENEN- UND SEIDEN- RAUPENZUCHT

In einer Wirtschaft, die durch Autarkie und fast völliges Fehlen von Handelsaustausch gekennzeichnet war, mußten sich die Bewohner des Berglandes auch die Süßstoffe und das Wachs selbst beschaffen. Aus dieser Situation entstand die Bienenzucht, die bis heute nach unverändert gebliebenen Verfahren betrieben wird. Es gibt zwei Arten von Bienenstöcken: den Baumstamm oder den strohgeflochtenen Bienenkorb. Die Bienenkörbe werden entweder in einer Nische der Außenmauer des Wohnhauses oder geordnet in mehrstöckigen Bienenhäusern aufgestellt. Um zu verhindern, daß sich die Bienen beim Ausschwärmen verirren, erzeugt man mit Deckeln und Dosen laute Geräusche.

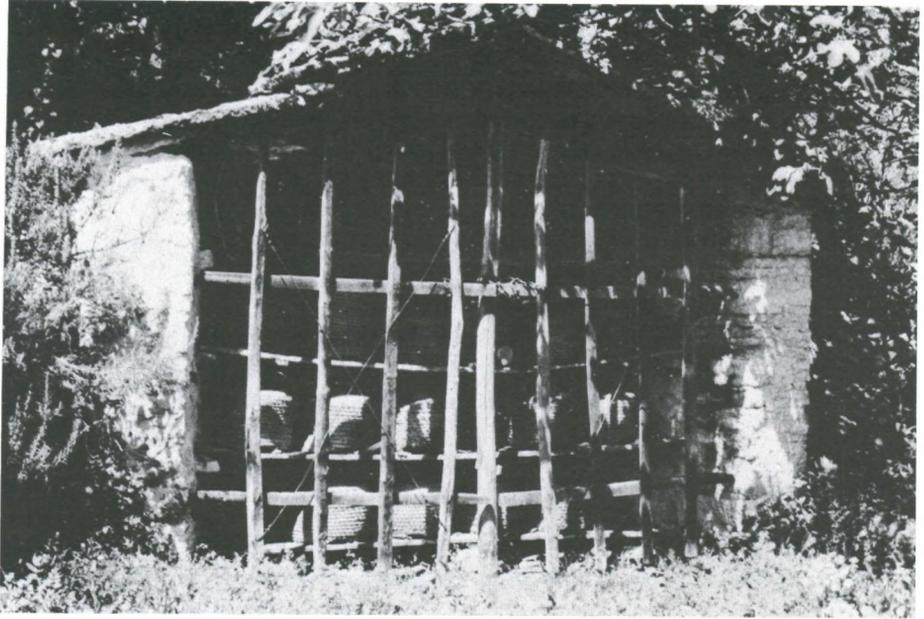
Nach der sommerlichen Ernte werden die Bienen mit Schwefeldämpfen betäubt und der Honig aus den Waben (pane) geschleudert.

Um die bescheidenen Einnahmen zu erhöhen, züchten die Bauern auch Seidenraupen (cavaléri). Die Eier der Seidenraupen, die man beim Händler erstanden hat, werden zum Reifen entweder zwischen weiße Tücher unter die Matratze des Bettes gelegt oder eng am Körper getragen, wie es ein volkstümliches Sprichwort: "A S. Zen el seme in sen" (Am Tag des Hl. Zeno lege man die Eier in den Busen) vorschreibt.

Zur Zeit, wenn die Maulbeerbäume die ersten Blätter tragen, öffnen sich die Eier und die kleinen Raupen schlüpfen aus. In den ersten Tagen behält man die Raupen in der Küche, dem einzigen genügend warmen Raum des Hauses. Die Seidenraupen werden mit Blättern des Maulbeerbaumes gefüttert, die mit einer speziellen Vorrichtung zerkleinert werden. Sobald die Raupen eine gewisse Größe erreicht haben und mehr Nahrung benötigen legt man sie auf Zuchthürden (arèle) in eigens dafür vorgesehenen Fächern (peagnà oder scaionà). Die Seidenraupen sollen auf einer Unterlage aus trockenen Weinreben (sorménte) oder Stroh ihren Kokon (galéta) bilden. Die Kokons werden aus dem Reisig geholt und die Schappe (der äußere Teil des Kokons) wird entfernt.

Auf dem Markt werden sie in großen Körben (sgarbióni) angeboten.

Häuschen
für
die
in
Bienenkörben
untergebrachten
Bienen



DIE HEUERNTTE

Der Waldbestand der Lessinia wurde vom Menschen, der Holz und Weideland benötigte, im Laufe der Zeit immer mehr dezimiert. Zuerst wurden die flacheren Gebiete abgeholzt, später, mit dem im 16. Jahrhundert beginnenden Bevölkerungszuwachs, auch die steileren und für den Steinabbau genutzten Zonen. So standen der Gebirgsbevölkerung weite Landstriche zur Verfügung, die sie zur Heubereitung nutzen konnten.

Die Wiesen werden im Spätherbst gedüngt, wobei der Dünger (luàme) mit einem Korb (dérlo), einem kleinen zweirädrigen Karren oder einem Schlitten mit Holzkufen befördert wird.

Im Frühling wird der Dünger mit einer eigens dafür vorgesehenen Egge (stràpego) zerkleinert und gleichmäßig auf der Wiese verteilt. Die Egge besteht aus großen Bündeln von langen Ästen, die in Form eines Dreiecks oder Trapezes angeordnet sind.

Zur Heumahd verwendet man eine Sense (fèro da segàr), die einen Holzstiel (silón) mit zwei Griffen (manéte) hat.

Der Haselnußstrauch (nissolar), dessen Äste leicht und gerade sind, liefert das Holz für den Stiel, während die beiden Griffe aus dem Holz der Buche oder des Apfelbaums gefertigt sind.

Bevor der Bauer seine Arbeit beginnt, schärft er die Sense mit Hammer (martèl) und Dangelstock (pianta) und mit dem Schleifstein (pièra).

Nach dem Schnitt und dem Trocknen wird das Heu auf dem Heuboden (téda) gelagert oder im Freien angehäuft, wobei es um einen langen Pfahl aufgeschichtet und im oberen Teil (pigna) mit einem kegelförmigen Hut bedeckt wird.

Zum Heutransport verwendet man quadratische Tücher, an deren Ecken Schnüre und Holzteile angebracht sind, sodaß sie leicht geknüpft werden können. Manchmal wird das Heu auch in einem quadratischen Netz getragen.

Wenn das Gelände nicht zu steil ist, verwendet man für den Heutransport einen langen schmalen Karren (gròia oder sgròia). Für kleinere Heumengen genügt der Tragkorb (dérlo).

Nach
der
Heumähd
wird
das
Heu
zum
Trocknen
aufgelegt



DER
GETREIDEAN-
BAU

Bodenauf-
bereitung
und
Aussaat

Nach der Rodung wurde der Boden terrassiert: es entstanden so fast ebene, gegen das Tal hin leicht abfallende Grundstücke (mâcie), die von Trockenmauern (marògne) gestützt wurden. Diese Terrassenanlage mußte ständig beobachtet werden.

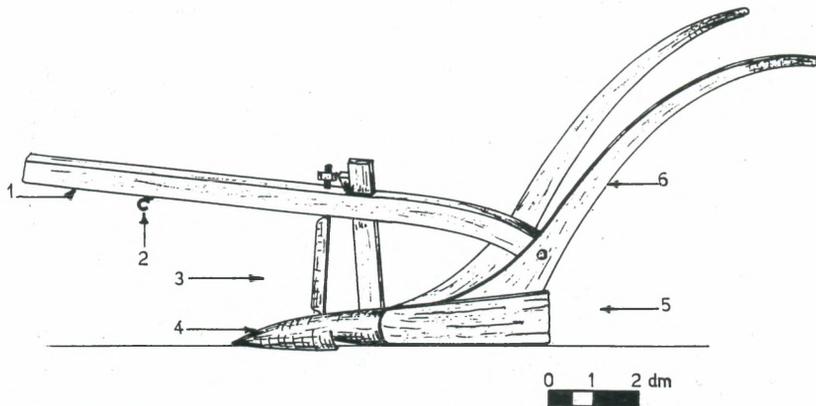
Alle zwei bis drei Jahre wurde mit Tragkörben, Schubkarren oder Tragen die durch das Ackern oder durch Auswaschung abgerutschte Erde wieder zum oberen Teil der Terrasse gebracht.

In früheren Zeiten war der Bodenertrag aus folgenden Gründen nicht sehr hoch: Mangel an Wasser, ungenügende Sorgfalt bei der Auswahl des Saatguts, Dezimierung der Saat durch Vögel und Würmer. Um den Bodenertrag zu erhöhen, ging der Bauer auf die Fruchtwechselwirtschaft über, ließ den Boden brachliegen, baute Klee (sarfóio) und Saatluzerne (erbaspâgna) an und düngte die Felder mit Mist. Wegen des geringen Viehbestandes mußte das Düngen mit größter Sorgfalt und Wirtschaftlichkeit durchgeführt werden. Der Dünger wurde in Tragkörben oder zweirädrigen Karren auf das Feld gebracht, mit der Mistgabel verteilt und eingeackert.

In der Lessinia gab es die verschiedensten Arten von Pflügen, unter denen die einfachsten, aus Holz gebauten, ihren Zweck nur unzureichend erfüllten. Nur in den Gegenden, wo die Terrassierung weitläufiger war, benützte man eine Art von Pflug, der an einen Vorderwagen (barissól) gehängt und von jeweils zwei Tieren gezogen wurde. Um die Erdschollen auseinanderzubrechen und den Boden einzuebnen, bediente man sich einer Egge (ârpego), die mit einem großen Holzstück oder einem Stein beschwert wurde.

Vor der Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen wurde breit gesät. Anschließend wurde durch nochmaliges Pflügen mit einem leichten Pflug das Saatgut eingeackert und hierauf der Boden mit einer Steinwalze (rùgolo) gefestigt und eingeebnet.

Ein
Pflug



1. Pflugsterz, Pflugbalken, Pflugbaum
2. Anhängervorrichtung
3. Pflugbaum
4. Pflugschar
5. Pflugstock
6. Sterz

Die Erntezeit Im Juli, wenn der Weizen reif war, begann die Ernte.

Zur Mahd verwendete man die Sichel (messaról), die schon in der Eisenzeit um das 4. Jahrhundert vor Christus bekannt war und die Sense (fèro da segàr). Die Sense wurde sowohl für die Heumahd als auch für den Getreideschnitt verwendet.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde am Stiel der Sense, nahe dem Blatt, ein gebogener Stab angebracht (archetto), der dazu diente, die Halme aufzufangen. Später hat man diese Vorrichtung noch verbessert, indem man statt des Stabes einen Rechen mit langen, zum Blatt parallellaufenden Zähnen am Stiel anbrachte. Mit dieser Art von Sense wurden die Halme in einer Höhe von höchstens 5 bis 10 cm über dem Boden abgeschnitten. Das erlaubte die Verwendung des Strohs für verschiedene Zwecke, wie zum Beispiel für das Dachdecken. Das geschnittene Getreide wurde dann mit grünen Zweigen des Maulbeerbaums oder des Haselnußstrauchs zu Garben gebunden. Die Garben konnten entweder sofort heimgebracht werden oder sie wurden zu Haufen zusammengetragen und noch einige Tage zum Trocknen auf dem Feld liegengelassen.

Aufgabe der Frauen war es, die nach der Mahd auf dem Feld zurückgebliebenen Ähren aufzusammeln.

Mahd
mit
der
Sense



Das Dreschen besteht in der Trennung des
Dreschen Kornes von den Ähren und Halmen. Seit ältester
Zeit bis fast in die Gegenwart verwendete man
dafür Tiere, deren Aufgabe darin bestand, das
Korn auszutreten. Zusätzlich wurde auch eine
Art Schlitten verwendet, der im wesentlichen aus
einem starken Brett bestand, das mit Stein-
spitzen versehen war. Zur besseren Wirksam-
keit konnte der von einem Tier gezogene Schlit-
ten noch mit schweren Steinen beschwert werden.
Der Bauer konnte den Weizen auch ohne Hilfe
der Tiere dreschen. Anfänglich bediente er sich
eines einfachen Stockes, im Mittelalter benützte
er den Dreschflegel (serciâr), der aus einem
Stock bestand, der mit einem zweiten kürzeren
Stock (Schlagkolben oder Drischel) durch einen
Riemen verbunden war. Der Bauer mußte den
Drischel mit aller Kraft rhythmisch auf das Ge-
treide schlagen.

Im 18. Jahrhundert wurde eine händisch betrie-
bene Dreschmaschine erfunden. Innerhalb einer
mit Spitzen versehenen Hohlwölbung wurde eine
Holztrommel, die mit scharfen Metallspitzen be-
setzt war, zum Drehen gebracht. In dem engen
Raum zwischen den beiden Flächen wurde das
Getreide gedroschen. Das war eine sehr müh-
same Arbeit. Um die Trommel in Bewegung zu
setzen, benötigte man vier Männer.

Dreschen
mittels
Dreschflegel



Das
Trennen
des
Korns
von
der
Spreu

Das mit verschiedenen Verunreinigungen vermischte Korn wurde mit einer besonderen Holzschaufel in Windrichtung oder gegen den Wind in die Luft geworfen: so fielen die Körner und die Spreu an verschiedenen Stellen zu Boden. Ein ähnliches Ergebnis erhielt man, indem man das Korn von einer erhöhten Position aus herabfallen ließ. Bei dieser Technik konnte auch ein Korb aus Weidenruten verwendet werden.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts benützte man auch ein händisch betriebenes mechanisches Sieb (Getreideputzmühle). Von oben leerte man das Getreide durch einen Trichter auf ein vibrierendes Sieb, das an einer schiefen Ebene angebracht war. Ein mittels eines Hebels handbetriebener Ventilator erzeugte einen starken Windstoß, der die Spreu aus der Maschine blies. Aus einer eigenen Öffnung des mechanischen Siebes fielen die Körner.

Schließlich wurde das Korn in einen zylindrischen Behälter (criël) gefüllt, der unten durch ein Gitter aus Metallmaschen abgeschlossen war, in dem die Körner zurückblieben, die Verunreinigungen aber, wie zum Beispiel Steinchen und Erde, abgesondert wurden. In früheren Zeiten wurde statt des Metallgitters eine mit einem Bolzen durchlöchernte Schweinshaut verwendet.

Das
Korn
wird
durch
einen
Trichter
in
die
Siebmaschine
gefüllt



Das Mahlen von Getreide und die Herstellung von Brot

Die wirtschaftlich autarken Bauernfamilien hatten zu Hause Handmühlen, mit denen man kleine Mengen von Getreide mahlen konnte. Dennoch brachten sie das Getreide meistens zum Mahlen in eine Mühle.

In der Lessinia ist heutzutage keine Wassermühle mit horizontalem Schaufel- oder Halböffelrad vorzufinden. Weit verbreitet waren hingegen Wassermühlen mit vertikalem Rad. Das aus einem Wasserlauf in den Mühlbach (canâl) abgeleitete Wasser fließt in einer Eisenrinne (sbólza) abwärts, um dann auf die Fächer (côpe) des Mühlrads (rûa) herabzustürzen. Ein dicker Stamm, die Achse (mascio) des äußeren Rades, durchläuft die ganze Mühle und dient als Antrieb für zwei weitere Räder im Inneren. Diese Räder sind Zahnräder (scudi) mit zwei Zahnkränzen, welche in die zylinderförmigen Brettchen (brassóle) eines Triebrades (mudól) eingreifen, dessen Achse unten auf einem Stützbalken ruht und oben durch den festen Mühlstein (mòla) hindurchreicht und mittels des Sperrzahns (anarécio) den beweglichen Mühlstein antreibt.

Zu erwähnen wäre noch der Trichter (tramòsa), durch den das Korn zu den Mahlsteinen gelangt, und das Mehlsieb (burato).

Einmal in der Woche wurde Brot gebacken.

Der Sauerteig wurde von einem zum anderen Mal in einem Tongeschirr aufbewahrt. Der Brotteig wurde mit einer Knetmaschine bearbeitet: eine Frau betätigte den Hebel während die andere den Teig unter das Holz schob.

Das Brot erhielt verschiedenste Formen und wurde in einem Gemeinschaftsbackofen gebacken.

Brotbacken
am
häuslichen
Herd



TEXTIL- ERZEUGUNG

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Schafzucht im gesamten Gebiet der Veroneser Berge weit verbreitet, da die Schafe in der Ernährung anspruchsloser als die Rinder waren und sie die Wolle für die Kleidungsstücke der Bauern lieferten. Die Schafe wurden zweimal im Jahr geschoren, vor und nach jener Zeit, die sie auf der Sommerweide zubrachten.

Die Wolle wurde in einem Holzschaff sorgfältig gewaschen, dann aufgehängt und getrocknet. Anschließend erfolgte das Kämmen. Dabei wurden die Fasern entwirrt und zurechtgerichtet. In früheren Zeiten wurden für diese Arbeit Disteln verwendet, die in dieser Gegend sehr verbreitet waren. Später bediente man sich eines mit einem Griff versehenen Holzbrettchens, in das Nägel eingeschlagen waren. Ein weiteres Holzbrettchen konnte auch auf einer Bank oder an einem aufgestellten Rahmen befestigt werden.

Die gekämmte Wolle wurde dann gesponnen. Das Spinnen konnte auf zwei Arten durchgeführt werden:

1. händisch mit Spinnrocken und Spindel
2. mit dem Spinnrad (molinèla).

Das händische Spinnen mit Spinnrocken und Spindel

Die gekämmte Wolle wurde auf einen Spinnrocken gesetzt, der im wesentlichen aus einem Stab bestand, dessen Ende verbreitert war. Die Spinnerin nahm vom Spinnrocken einen Bausch Wolle und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. Zur schnelleren Drehung des Fadens bediente sie sich der Spindel, eines kleinen zylindrischen Holzstabes, der zur Mitte hin an Volumen zunahm. Diese Verdickung machte die Spindel schwerer und übte die Funktion eines Schwungrades aus, wodurch die Drehbewegung gefördert wurde.

Das
händische
Spinnen
mit
Spinnrocken
und
Spindel



Das Spinnen mit dem Spinnrad

Mit dem Spinnrad wird die Spindel nicht mehr direkt von der Hand in Bewegung gesetzt, sondern durch ein Rad angetrieben, das durch eine Übersetzung mit der Spindel verbunden ist. In diesem Fall beschränkte sich die Spinnerin darauf, das Rad mit der Hand oder mit dem Fuß zu betätigen.

a) Das handbetriebene Spinnrad

Es gibt zwei Arten von handbetriebenen Spinnrädern:

- Spinnrad mit versetzten Speichen
 - Spinnrad mit festem Holzreifen als Antriebsrad
- In beiden Fällen wird die Spindel, die in horizontaler Richtung in den Vertiefungen zweier Brettchen gelagert ist, von einer Schnur über ein kleines, mit der Spindel selbst verbundenes Rädchen bewegt.

Im ersten Fall läuft die Schnur über ein Antriebsrad, das aus mehreren versetzten Speichen besteht, die durch kleine Schnüre miteinander verbunden sind, im zweiten Fall über einen großen leichten Reifen aus Buchenholz.

b) Das pedalbetriebene Spinnrad

setzte sich seit dem 15. Jahrhundert durch. Hier wird die rhythmische Bewegung eines von der Spinnerin getretenen Pedals über eine Triebstange auf das Antriebsrad übertragen und so in eine Drehbewegung verwandelt. Dadurch hatte die Spinnerin zum schnelleren Spinnen beide Hände frei.

Beim pedalbetriebenen Spinnrad ist neben der Spindel und neben der Spule je ein kleiner durchbohrter Flügel angebracht. Der Faden läuft durch ein Loch in der Spindel und von hier durch eine Öse eines Hakens im Flügel zur Spule.

Spinnen
mit
einem
horizontalen
pedalbetriebenen
Spinnrad

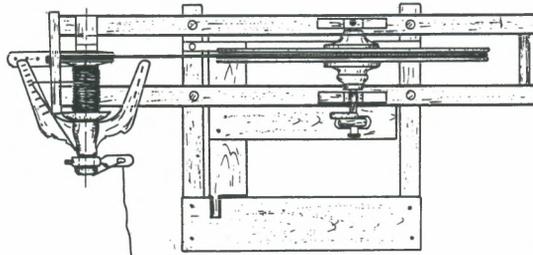
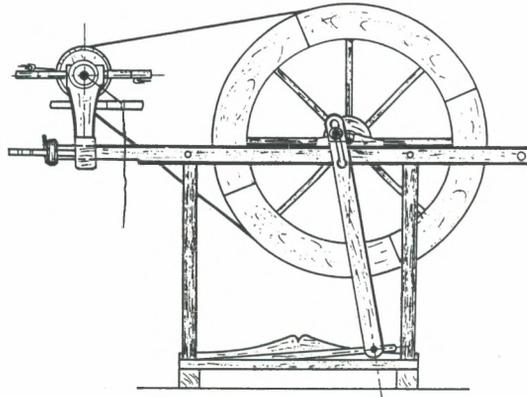


Das Haspeln Der auf der Spindel (beim händischen Spinnen) oder auf der Spule (beim Spinnen mit dem Spinnrad) aufgewickelte Faden mußte nun zu Strähnen umgespult werden. Das für diese Tätigkeit benötigte Gerät heißt Haspel oder Garnwinde. In ihrer einfachsten Form ist die Haspel ein Holzstab, der an jedem Ende eine querlaufende Sprosse besitzt. Später wurde die rotierende Haspel erfunden: sie bestand aus vier bis sechs Speichen, die um eine drehbare Achse montiert waren und an deren Enden leicht nach oben gebogene Holzstäbe angebracht waren.

Das Aufwickeln Zum Umspulen von der Strähne auf das Knäuel bediente sich die Spinnerin einer Garnwinde (guñdolo), die aus zwei horizontalen Holzkreuzen besteht, die an ihren Enden mit vertikalen Sprossen versehen sind. Die beiden Kreuze sind an ihrem Schnittpunkt durchbohrt, als Achse dient ein vertikaler Stift, der an einem Holzbrett befestigt ist. Die Strähne wird von oben über die vertikalen Sprossen der Garnwinde gestreift, die durch ihre Drehung das Aufwickeln des Wollfadens zu einem Knäuel erleichtert.

Das Weben Bis zum Ende der 20er Jahre unseres Jahrhunderts gab es in allen Gegenden der Lessinia Weberinnen, die zu Hause am Webstuhl arbeiteten. Sie stellten die wichtigsten Kleidungs- und Wäschestücke, die als Aussteuer in die Ehe mitgebracht wurden, her. Das ausschließlich den Frauen vorbehaltene Weben war eine sehr harte Arbeit: Die Weberin war während der Fastenzeit vom Gebot des Fastens befreit. Mit dem Ende des 1. Weltkrieges und dem Einsetzen der Industrialisierung begann auch ein stetig zunehmender Handelsaustausch zwischen der Ebene und den Gebirgsgebieten. Durch diese Entwicklung ist das Weben am Webstuhl zu Hause allmählich verdrängt worden. Die alten hölzernen Webstühle wurden oft als Brennmaterial verwendet. Eines der wenigen gut erhaltenen Exemplare ist in unserer Zeichnung dargestellt.

Spinnrad



0 1 2 dm

filatoio a pedale

DIE HOLZVER- ARBEITUNG

In einer vor allem in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung waren fähige Handwerker, wie zum Beispiel die Stellmacher (Wagner), äußerst gefragt. Die Herstellung von Transportmitteln kam eine grundlegende Bedeutung zu, sei es, um die Arbeit der Menschen zu erleichtern, sei es, um ein Minimum an kaufmännischer Aktivität zu ermöglichen. Die Bauern konnten zwar selbst einige einfache Geräte herstellen, oft mußten sie sich jedoch an einen Handwerker wenden. Nicht nur in den Hauptorten, sondern auch in den Bezirken war das Vorhandensein von Werkstätten ein bedeutsames Faktum. Der Schmied und der Tischler übten ihre Tätigkeit in enger Beziehung mit dem Bauern aus, der später die Geräte benutzen sollte. Durch den ständigen Kontakt der Handwerker mit den Notwendigkeiten und Problemen des Bauers kam es zur Forderung nach einer ständigen Verbesserung der Geräte.

In ein und derselben Familie gab es zum Beispiel einen Tischler und dann auch den Bauern, der das Gerät auf dem Feld gebrauchte.

In der Lessinia finden wir keine großen spezialisierten Handwerksbetriebe, sondern eine Reihe kleinerer, fast immer vielseitiger und voneinander unabhängiger Werkstätten (zum Beispiel Tischler, Faßbinder, Wagner). Die Entstehung der kleinen, über das gesamte Gebiet verteilten Werkstätten war auch durch die schwierige Wirtschaftslage der winzigen Landgüter bedingt. Sämtliche Spesen - also auch die Ausgaben für Gerätschaften - mußten auf das Notwendigste beschränkt werden.

Die Wagen

Für die Herstellung eines vierrädrigen Wagens benötigte man fünfzig Tage. Der Schmied allein brauchte zwei Wochen, um alle Metallteile vorzubereiten. Vor dem 2. Weltkrieg verlangte ein Tischler 3000 Lire für einen Wagen. Von großer Bedeutung ist, daß der Bauer selbst dem Wagner das notwendige Holz lieferte - bereits ausgetrocknet und zersägt.

Für einen zweirädrigen Karren konnte man die halbe Arbeitszeit und die Hälfte der Kosten rechnen.

Die Schlitten

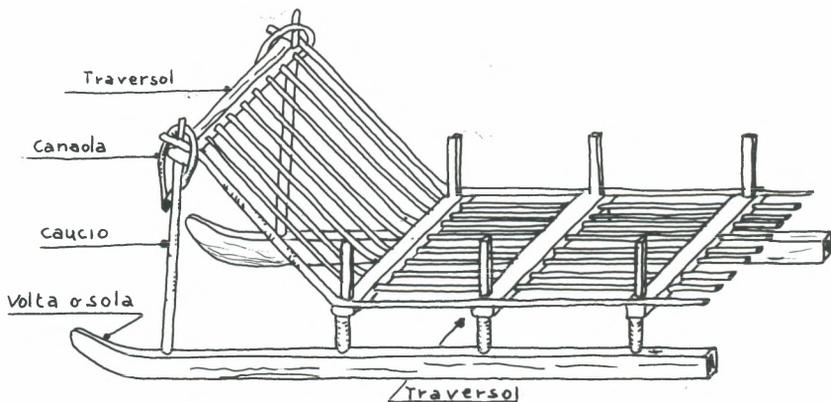
Im Winter auf schnee- und eisbedeckten Straßen und zu anderen Jahreszeiten auf besonders steilem Gelände nahm man Schlitten zu Hilfe.

Diese waren lediglich für praktische Zwecke bestimmt und wurden oft vom Bauern selbst, mit nur oberflächlicher Kenntnis des Tischlerhandwerks, gebaut. So hatten sie fast nie eine ausgesuchte Form, besaßen keinerlei Verzierung und oft nur das Allernotwendigste an Ausstattung.

An den verwendeten Holzarten erkennt man, daß großes Augenmerk auf Robustheit und Zweckdienlichkeit gerichtet wurde.

Man verwendete: Goldregen (ègano), Buche (fo, càrpene), Eiche (ròaro), Akazie (robina) und Esche (fràssine).

Schlitten
für
den
Materialtransport



Die Traggeräte

Für die arme Bevölkerung ist Holz in ausreichendem Maß vorhanden. Noch verfügbarer sind die Zweige des Haselstrauchs (nissolâr), des Hornstrauchs (sanguenèla), der wilden Kastanie (castagnâr salvègo) und der Buche (fo), die sich der Bauer selbst zu gelegener Zeit im Wald abschneidet, um daraus Trag- und Lastkörbe (dèrli e sèsti) zu flechten. Der "corgo" wird vor allem zum Tragen von dürrer Laub verwendet und hat das Aussehen eines weitmaschig geflochtenen zylindrischen Korbes, in dessen oberer Platte sich eine große Öffnung befindet.

Zum Tragen von zwei Kübeln Milch oder Wasser gebraucht man eine Tragetasche (dèrta), die zweierlei Aussehen haben kann: sie ist entweder gekrümmt, mit zwei Eisenhaken an den Enden, oder sie ist fast gerade und besitzt Verbindungsvorrichtungen, an denen die Henkel der Kübel befestigt werden können. Ursprünglich hatte die Tragestange aus Buchen- oder Eschenholz eine sehr einfache Form, später wurde sie oft verziert und mit größerem Aufwand hergestellt.

Die "cadrega" (cràchesa oder barsèla) ist für den Transport von Käse geeignet. Sie besteht aus einem hölzernen Rahmen, der von zwei Riemen zusammengehalten wird. Im unteren Teil des Rahmens ist im rechten Winkel eine Platte eingefügt, auf die der Käse gelegt wird.

Ein Gerät, das in allen Bauernfamilien Verwendung findet, ist der Tragkorb (dèrlo). Man findet ihn in mehreren Größen und er eignet sich zum Tragen der verschiedensten Materialien auf dem Rücken.

Für den Transport von Erde und Steinen wird oft eine Trage (barèla) verwendet, die zwei Personen an zwei parallelen Stangen halten.

Aus dieser Trage hat sich später der Schubkarren (cariòla) entwickelt. Dabei wurde der am vorderen Ende der Trage gehende Mann durch ein Rad ersetzt. In der Lessinia trifft man auf die verschiedensten Arten von Schubkarren, was die bemerkenswerte Fähigkeit der Menschen darstellt, ihre Arbeitsgeräte immer weiter zu verbessern und den jeweiligen Bedingungen anzupassen.

Das
Biegen
der
Zweige
bei
der
Herstellung
der
Tragekörbe
(derli)



Die Holzschuhe

In früheren Zeiten sorgte das Familienoberhaupt auch für die Herstellung des Schuhwerks. Konnte man im Sommer barfuß gehen, so war im Winter doch eine Isolierschicht zwischen dem Körper und dem Erdboden vonnöten. Die Holzpantoffel (sòcoli) und die "Sgalmare", ein ganz eigenes Schuhmodell, bei dem die Holzsohlen im unteren Teil mit großköpfigen Nägeln (bròche) beschlagen waren und das Oberteil aus Leder bestand. Sie waren sehr verbreitet, weil sie von den Leuten selbst auf eine billige Art hergestellt werden konnten.

Die handwerkliche Herstellung von Sennerei- geräten

Typisch für das Gebiet der Lessinia ist der Beruf des Tischlers. Er war daneben aber auch Bauer und mußte oft als Senner arbeiten. Er stellte alle zur Milchverarbeitung benötigten Geräte her. Die Melkkübel (sécie del late) bestehen aus Dauben von Tannenholz und haben die Form eines Kegelstumpfes. Zwei Holzstücke aus Goldregenholz werden innen zwischen den Dauben durchgesteckt und halten sie so zusammen. Außen befinden sich zwei Eisenreifen (sércoli). Der halbkreisförmig gebogene Henkel ist an einer Metallvorrichtung befestigt, die auch die beiden Reifen umschließt und eine Art Schutzgitter um den Holzteil bildet.

Der Kübel, der beim Melken der Ziegen verwendet wird, besitzt eine eigene Form: Einige Dauben sind länger als die anderen. So wird ein Verspritzen der Milch während des Melkens verhindert.

Bei den "mastèle" handelt es sich um Behälter aus Holz, in die man die Milch nach dem Melken gießt, damit sich der Rahm absetzen kann. Eine Serie dieser Behälter besteht meist aus vier oder fünf Stück.

Um die Dauben der "mastèle" zusammenzuhalten, baut der Tischler Holzringe, was eine große technische Geschicklichkeit voraussetzt. Am besten eignet sich hierzu Eschenholz (frässine) und Ahorn (àdoro). Diese Holzarten lassen sich am ehesten in schmale Latten spalten, die einerseits so fest sind, daß sie den Druck der Dauben ohne sich zu verbiegen oder zu brechen aushalten, andererseits aber so biegsam sind, daß sie - ohne ihre ursprüngliche Elastizität zu verlieren - gebogen werden können. Sie wurden im Lauf der Jahrhunderte durch einen Eisenring ersetzt.

Die
Herstellung
der
Holzpantoffel
(socoli)
aus
Eichenholz



Holzgeräte zur Milchverarbeitung

Der "col" ist ein Trichter, der zur Milchfiltrierung verwendet wird. Er wird aus einem zylindrisch zugeschnittenen Ahornstamm hergestellt. Das Gestell, auf dem der Filtriertrichter angebracht ist, heißt "scalarola" oder "scanèla", weil es einer Stehleiter ähnlich sieht. Meist ist es aus Buchenholz gefertigt. Ebenfalls auf der Drehbank stellt der Tischler aus einem zylindrischen Ahornstumpf die "côpe" her. Es handelt sich dabei um Behälter in Form einer Kalotte. Eine besondere Art der "côpe", die "spanaróla", ist eher flach, hat einen großen Durchmesser und dient zum Entrahmen der Milch.

Der "bucio" war ein kleines senkrechttes Butterfaß aus Tannen- oder Lärchenholzdauben, die mit drei oder mehreren Holzreifen zusammengehalten wurden. Nachdem sich durch die Aufbewahrung der Milch in den "mastèle" der Rahm abgesetzt hat, leert man ihn in den "bucio" und schlägt ihn dann mit einem Schlegel in einer aufwärts-abwärts Bewegung. Um das Verspritzen des Rahms zu vermeiden, verschließt man den "bucio" mit einem Deckel, der mittels einer Holzstange aufgelegt wird.

In der Zeit nach dem 2. Weltkrieg verwendete man in einigen Gebieten der Lessinia den "stampo da botér". Es handelt sich dabei um eine Kassette ohne Deckel, die in ihre Einzelteile zerlegt werden kann. Man verwendete sie zur Aufbewahrung der Butter in den standardisierten Formen. In früheren Zeiten diente dazu der "timbro da botér", ein kleines rechteckiges Holzstück, das mit einem Griff versehen war. Dies war das einzige Stück, bei dessen Herstellung der Handwerker seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte.

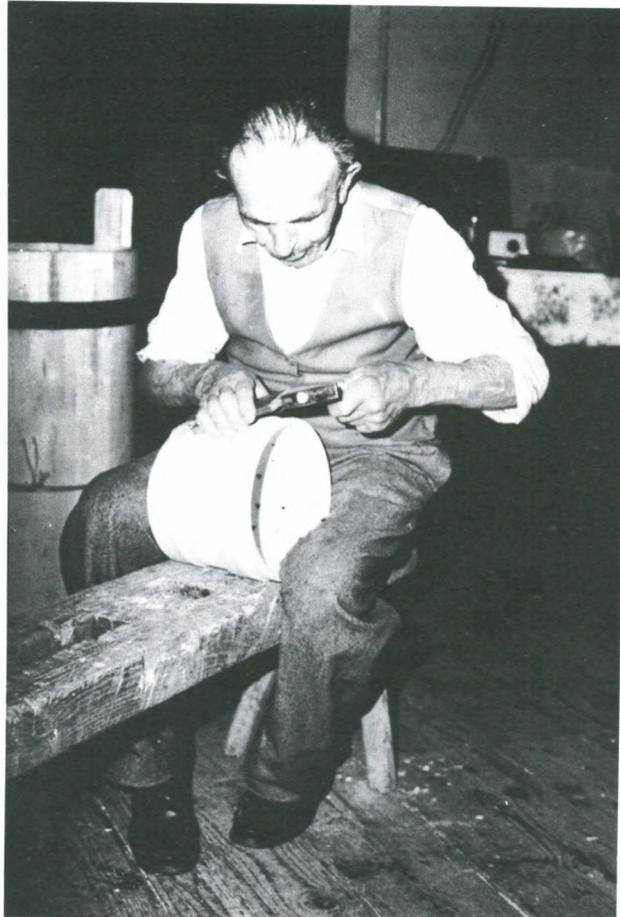
Zum Aufbewahren der sauren Molke verwendete man irgendeinen beliebigen Behälter, zum Beispiel eine Weinflasche, der "brento de l'agra" genannt wurde (agro = herb, sauer; brenta = Faß).

Aus Tannenholz fertigt der Handwerker zylindrische Gefäße, die "carôte", in denen der Topfen (la puina) gelagert wird. Die Dauben sind mit dreieckigen Öffnungen versehen, aus denen die Flüssigkeit austreten kann, während die festen Bestandteile erhalten bleiben. Im Unterschied zu den "carôte", deren Basisdurchmesser 17 cm mißt, nennt man Behälter mit 40 cm Durchmesser "carotón".

Das Ausscheiden von Brettern aus dem Stamm einer Weide (salgâr) bedeutet für einen noch so geduldigen und kräftigen Handwerker eine ungeheure Mühe. Doch gerade diese Holzart benötigt der Tischler, um die "fassâra" und den "stampo da formio" zu biegen. Es handelt sich dabei um Käseformen, wobei erstere an der Innenseite glatt ist, die zweite im Inneren mehrere regelmäßige Kerben aufweist.

Als letztes vom Tischler hergestelltes Sennereigerät sei noch der "spersór" genannt. Dieses Gerät besteht aus einer Platte von mehreren Tannenholzbrettern, die auf vier Beinen ruht, von denen zwei Beine kürzer als die anderen sind. Die Platte ist mit Brettchen eingefasst, die dazu dienen, die beim Pressen des Käses austretende Flüssigkeit in die "mastèla" abzuleiten.

Herstellung
des
Gefäßes
(carota),
in
dem
der
Topfen
puina)
aufbewahrt
wird



DER STEINBRUCH

Die Bedeutung des Steins in der bäuerlichen Wirtschaft

In unserer industrialisierten Welt hat sich die Arbeitsspezialisierung derart durchgesetzt, daß kaum noch Platz für den in mehreren Bereichen tätigen Handwerker geblieben ist. In der bäuerlichen Gesellschaft hingegen verstanden es fähige Handwerker, sehr geschickt mit den Werkzeugen des Schmieds, des Tischlers, des Faßbinders und des Wagners umzugehen. Der Bauer konnte - wenn es nötig war - bei kleineren Reparaturen an landwirtschaftlichen Geräten den Handwerker ersetzen; oder aber er stellte einfachere Geräte selbst her. Außerdem mußte er auch das Handwerk der Steinbearbeitung kennen, zumindest bei zwei wichtigen Gelegenheiten: beim Bau der Stützmauern ohne Zementierung auf Feldern, die in Geländestufen angelegt sind und bei der Beschaffung von Steinen für den Bau der Hausmauern.

Der Steinbruch wurde unweit vom Platz, auf dem das Haus errichtet werden sollte, angelegt. Zum Transport der Steine verwendete er die "sgroia" oder "groia", einen zweirädrigen Karren mit langem Wagenkasten, oder einen zweirädrigen Handkarren. War die Straße breit genug, konnte man einen größeren vierrädrigen Wagen benutzen. Für kurze Strecken und eine nicht allzu schwere Ladung stand der "örco", ein Schubkarren mit nahezu runder Bodenplatte und querlaufenden Sprossen, zur Verfügung. Im Winter gebrauchte der Bauer einen flachen, sehr stabil gebauten Schlitten ohne Aufsatz, der aus zwei dicken Stämmen bestand, die über 20 cm hoch sein konnten und an der Vorderseite aufgebogen waren. Auf diesen beiden Stämmen ruhten vier starke Querbalken aus unbearbeitetem Holz.

Die Techniken des Steinabbau

Die feineren Arbeiten beim Hausbau wurden dem Steinmetz anvertraut.

Ebenso besorgte dieser auch die Errichtung und Verschönerung der Kirchen, Kapellen oder Bildstöcke und baute Schornsteine, Tiertränken, Ölwannen und die Einfassung von Gruben.

Die Steinbrecher besaßen durch ihre Praxis grundlegende Kenntnisse in der Geologie und folgten bei ihrer Arbeit einer Methode, die schon seit Jahrhunderten überliefert worden war.

Zunächst wurde die Erde mit einer Schaufel entfernt, bis man auf den Fels stieß. Erwies sich das freigelegte Material als wenig wertvoll, wurde es entfernt und für weniger wichtige Zwecke verwendet.

Die
Arbeit
in
einem
Steinbruch
zu
Beginn
des
20.
Jahrhunderts



Mit der "pica", einem starken Fäustel, das zwei seitliche pyramidenförmige Fortsätze hatte, wurde in den Fels gehauen. Die Felsbrocken wurden danach aufgeschichtet. War der Fels so hart, daß man nicht mit dem Fäustel arbeiten konnte oder dabei zuviel Zeit benötigen würde, verwendete man Sprengstoff.

Der Fels wurde in ganz bestimmten, von der Dicke und Härte des Gesteins abhängigen, Abständen angebohrt. Nun trieb der Steinbrecher mittels eines schweren Hammers ("massa") den von einem zweiten Mann waagrecht gehaltenen Stoßbohrer (stampo) ins Innere der Felsschicht. Der Bohrer hatte einen polygonalen Querschnitt und sein Ende die Form eines Meißels, nicht einer Spitze.

Nach jedem Hammerschlag wurde er gedreht, sodaß ein zylindrisches Loch entstand. Mit dem "cuciarin", einem Löffelchen mit langem gebogenen Griff, entfernte man den Staub aus dem Loch; außerdem brachte man ein wenig Wasser in das Loch, um das Eindringen des Bohrers zu erleichtern. Um ein Herausspritzen des Wassers bei jedem Schlag zu verhindern, verstopfte man die Oberseite des Lochs mit einem Tuch, das um den Bohrer gewickelt wurde. War die zu durchdringende Felschicht besonders dick, benötigte man in einem zweiten Arbeitsgang noch die bis zu 3,5 m lange "draga" (eine Art Bohrer).

Nachdem die Perforation des Felsgesteins beendet war, wurde der, oft selbst aus Schwefel, chemischem Salz und Reisigkohle hergestellte Sprengstoff in die Löcher gestopft. Mit dem Walkstock ("calcadör" oder "macabàle") preßte man die Ladung tief ins Loch und verschloß dieses dann fest mit kleinen Steinchen, damit die Sprengkraft wirksamer würde.

Die Entnahme des Felsblocks

Bei wertvolleren Felsschichten ging der Steinbrecher ganz anders vor. Die Steinblöcke sollten nicht durch eine Sprengung beschädigt werden. So wandte man eine Methode an, die bis auf die römischen Steinbrecher zurückreicht.

Die Felsschicht mußte an der Ober- und Vorderseite freigelegt werden. Was die Seitenflächen betraf, versuchte man sich die natürlichen Fels-sprünge zunutze zu machen, welche die Steinbrecher "cào", "lasso" oder "pètene" nannten.

Nun mußte der Fels noch längs der Hinter- und Unterseite geschnitten werden. Für diese beiden Arbeitsvorgänge wandte man verschiedene Techniken an.

Auf der Rückseite trennte man den Felsblock vom Gestein mittels eines Fäustels und eines Steinbohrers. Entlang der Unterseite wurden in ganz bestimmten, von der Dicke des herauszumeißelnden Felsblocks abhängigen Abständen zwei oder mehr "cugnare" ausgeführt. Es handelt sich dabei um Aushöhlungen in Form eines 25 bis 30 cm tiefen Pyramidenstumpfes mit einer rechteckigen Basis. In ältester Zeit trieb man Keile ("cugni") aus Eichenholz mit großer Kraft ins Innere der "cugnàre". Die Keile waren vorher zum Austrocknen (strinàrse) auf den Herd gelegt worden. Bevor die Männer am Abend den Steinbruch verließen, spritzten sie diese reichlich mit Wasser an. Am nächsten Morgen waren die Keile soweit aufgequollen, daß sich der Felsblock an der Unterseite abgehoben hatte. Später verwendete man Eisenkeile, die mit schweren Hämmern ins Innere der "cugnare" geschlagen wurden. Um die Bewegung des Keils zu fördern, wurden zwischen dem Keil und der unteren und oberen Wand der "cugnàra" Stahllamellen verteilt.

Durch die starke Beanspruchung mußten die Bohrer immer wieder geschärft werden: Diese Aufgabe oblag einem ganz bestimmten Arbeiter.

Mit der "màntesa" (Schmiede) brachte er das Stück zum Glühen, hierauf bearbeitete und spitzte er es auf dem Amboß und härtete es durch Erhitzen und darauffolgendes Abkühlen mit Wasser. Dann schliiff er es auf dem Schleifstein. Ein Bursche ("böcia") pendelte zwischen dem Arbeiter, der die Bohrer schärfte und den Steinbrechern hin und her.

Wie man sieht, handelte es sich um eine schwierige und harte Arbeit: Im Durchschnitt konnte ein Mann in 10 bis 12 Arbeitsstunden einen Schnitt von 10 cm Tiefe und 3 m Länge vollführen.

Das
Zuhauen
eines
Felsblocks
mit
Hammer
und
Meißel



Die Bearbeitung des Felsblocks

Nun konnte der Block bearbeitet werden. Mit Hilfe der "binde" und der "liére" (Brecheisen, Hebel) ließ man die "rùgoli" unter den Block rutschen. Es handelte sich dabei um Walzen aus Akazienholz (robina, corbelar, ròaro), die an den Rändern mit gelochten Metallzwingen verstärkt waren. In die Löcher steckten die Steinbrecher Holzstangen, um die Walze ins Rollen zu bringen und damit den Felsblock zu verschieben. Der Block wurde fast immer in der Nähe des Steinbruchs behauen und in ein fertiges Fabrikat umgewandelt. Der Steinhauer saß auf seiner charakteristischen Werkzeugkiste (die Bohrer, Meißel und Hämmer beinhaltet) und bearbeitete den Stein mit dem "s-ciapadór", einer Art Meißel mit eher breiter Spitze.

Sollte ein dickeres Stück herausgeschlagen werden, führte er den "poncéto" aus: Er bohrte zwei oder mehrere Vertiefungen in Form eines Pyramidenstumpfes, führte einen Eisenkeil ein, der - wenn er richtig geschlagen wurde - das gewünschte Stück vom Steinblock abspaltete.

Der Steinmetz achtete vor allem auf die Festigkeit seines Werks, sorgte aber auch für seine Ästhetik, indem er originelle und sorgfältige Ornamente oder Verzierungen ausführte.

Künstlerische
Steinbearbeitung



3.
SITTE
UND
BRAUCH

DIE GEBURT

Wenn eine Frau schwanger war, wurde sie zu etwas "Heiligem". Man umsorgte sie und brachte ihr jegliche Aufmerksamkeit entgegen. Sie wurde von schwereren Arbeiten befreit und folgte im Essen und Trinken all ihren Gelüsten. Jede nicht befriedigte Lust würde – so sagte man – auf dem Körper des Kindes, dort, wo die Mutter sich selbst unbewußt mit den Händen berührte, ein Mal hinterlassen, das in Form und Farbe der nicht erlaubten Speise gleichen werde.

Der Schwangeren wurde überdies das Nähen und Stricken verboten. Sie durfte weder Ketten tragen noch unter einer gespannten Schnur durchschlüpfen, über einen Strick, Stacheldraht oder eine Mauer springen und auch keinen Graben überqueren. Sie durfte weder zwischen zwei eng gesetzten Pfählen oder Marmorplatten, noch unter dem Kopf eines Pferdes durchgehen. Beim Kartenspielen zuzuschauen oder den Blick auf Kinder mit körperlichen Gebrechen zu richten, würde dem Neugeborenen Schaden zufügen.

Sobald die Wehen einsetzten, wurden die Kinder aus dem Haus entfernt und Verwandten anvertraut. Sie sollten das Geheimnis der Geburt nicht entdecken. Der Vater eilte sofort, die Hebamme, "la comare", zu rufen, die die Geburt überwachen sollte. Er selbst bereitete in der Küche warmes Wasser, Tücher und Wäsche vor.

Nach der Geburt blieb die Mutter mindestens eine Woche zurückgezogen in ihrem Zimmer und verließ danach vierzehn Tage lang nicht das Haus ("la quarantia"). Während dieser Zeit durfte sie lediglich Hühner- oder Rindsuppe zu sich nehmen. War die Frist abgelaufen, begab sie sich in die Kirche, um den Segen der Reinigung zu erhalten. Von diesem Augenblick an durfte sie sich wieder in der Öffentlichkeit zeigen und all ihren gewohnten Tätigkeiten im Haus, auf dem Feld und im Stall nachgehen.



BESCHREIBUNG Eine kinderreiche Familie aus San Bortolo delle
DER Montagne. Die patriarchalische Familie von einst
FOTOS sorgte für eine zahlreiche Nachkommenschaft.
AUF Viele Arbeitskräfte bedeuteten Reichtum und
DEN Überfluß - zumindest solange die Familie beisam-
AUSSTELLUNGS- men blieb.
TAFELN Das Wohlergehen der Familie war fast immer von
der Fähigkeit abhängig, den gemeinsamen Besitz
klug und umsichtig zu verwalten.
Man lebte äußerst sparsam, ohne jedoch auf das
Notwendige zu verzichten.

Das Neugeborene wurde einige Stunden nach der
Geburt, mit Armen und Beinen eng an einen Fe-
derpolster geschnürt. So konnte man es warm
halten und vor Temperaturschwankungen schüt-
zen. Außerdem glaubte man, daß Arme und Beine
sich unter der Umschnürung besser entwickeln

würden, was vor allem für die Knaben von Bedeutung war.

Die Taufzeremonie des ersten, nach dem Kar- samstag und somit nach der Erneuerung des Tauf- wassers geborenen Kindes, folgte einem ganz be- stimmten Ritus. Es wurde von den "Confratelli del SS.mo Sacramento", die ihre traditionelle Tracht trugen, und einigen anderen bedeutenden Persönlichkeiten des Ortes zur Kirche begleitet. Die Prozession folgte ein von Kindern geführtes Lämmchen, das mit bunten Schleifen, Maschen und Glöckchen geschmückt war. Am Ende der Zeremonie wurde das Lämmchen dem Pfarrer über- geben, der es mästete, damit es schließlich den Taufpaten des Kindes, den "Confratelli", den örtlichen Amtspersonen und dem Vater des Kin- des zu einem Abendessen aufgetischt werden konnte.

HOCHZEIT Die Mädchen heirateten mit 25 Jahren, die Burschen hingegen im Alter von 25 bis 30. Wollte ein Bursche ein Mädchen heiraten, mußte er dessen Vater um die Erlaubnis bitten, sie in ihrem Haus besuchen zu dürfen. Wenn der Bursche dann offiziell um die Hand der Tochter anhielt, spielte sich folgende Zeremonie ab:

Vom Vater begleitet, begab sich der Bräutigam ins Haus seiner Braut, wo deren Vater ein gekochtes Huhn auf-tischen ließ. In Anwesenheit aller Familienmitglieder riß er es mit den Händen in Stücke, von denen er jedem Tischgenossen eines reichte. Mit dieser Geste sollte zwischen beiden Familien der Pakt besiegelt werden.

Am Hochzeitsmorgen begab sich der Bräutigam ins Haus der Braut und stieg zu ihrem Zimmer hinauf, wo sich mittlerweile all ihre Freundinnen versammelt hatten, um ihr beim Ankleiden zu helfen. Dort umarmte und küßte er sie und trug sie in die Küche hinunter, wo bereits beide Familien das Paar erwarteten.

Nach der Trauungszeremonie in der Kirche begab sich der Hochzeitszug ins Gasthaus am Platz, um dann, sobald die Tafel im Hause des Bräutigams bereitet war, dorthin zu gehen.

In der Regel bestand das Hochzeitsessen aus folgenden Speisen: Suppe mit einer Einlage aus Bandnudeln und Hühnerleber, gekochtes Rind- und Hühnerfleisch mit "peará" und in Essig eingelegtem Gemüse, gebratenes Huhn oder Bratwurst mit gedünstetem Sauerkraut, milder und scharfer Käse und hausgemachte, in heißer Asche bereite-te Fladen, Kaffee und Schnaps.

Am späten Abend folgte schließlich der Tanz. Man schuf etwas Platz im Raum und ein Ziehharmonikaspieler gab einige bekannte Tanzweisen zum Besten.

Damit riskierte man jedoch den Bannfluch des Pfarrers, der öffentliche Tanzveranstaltungen nicht dulden konnte.

**BESCHREIBUNG
DER
FOTOS
AUF
DEN
AUSSTELLUNGS-
TAFELN**

Wenn sich die Brautleute an der Spitze des Hochzeitszuges zur Kirche begaben, wurde ihnen immer wieder der Weg durch quergelegte, mit Reisig und stacheligen Zweigen umflochtene Balken verwehrt. Neben dem Hindernis warteten schon einige Dorfbewohner, die als Hexe, Soldaten oder als Figuren aus Geschichten, die man sich im Dorf erzählt, verkleidet waren. Sie verlangten von den Brautleuten Ausweise, zwangen sie, ein Gemisch verschiedenster Säfte zu trinken und Konfetti oder Geld abzuliefern. Die gleiche Zeremonie spiel-

Verlobte
posieren
für
ein
Erinnerungsfoto



te sich nach der Hochzeit, auf dem Weg zum Haus des Bräutigams ab.

Verlobte posieren für ein Erinnerungsfoto. Nach einem Brauch durfte der Bräutigam am Verlobungstag erstmals seine Braut zum Kauf des Ringes auf den Markt oder in die Stadt begleiten.

Verlobte aus den 30er Jahren posieren für ein Erinnerungsfoto.

Gewöhnlich machte man diese Fotos erst, wenn sich das Brautpaar gemeinsam auf der Straße zeigen durfte, das heißt nach der offiziellen Verlobung in der Kirche und auf dem Standesamt. Die Brautleute begaben sich zum Einkauf in die Stadt oder auf dem Markt. Der Mann erstand die Eheringe und die Möbel des Brautgemachs, die Frau den Kasten (comò) und die Matratzen.

Hochzeitstafel im Freien

Endlich wird zum Tanz aufgespielt

"El Minci" war der Ziehharmonikaspieler von San Bortolo delle Montagne oder "San Bortolo Tedesco". Er gestaltete den traditionellen Tanzabend sämtlicher Hochzeiten des Berglandes (Abb. Seite 183).

**TOD
UND
BEGRÄBNIS**

War ein Mensch gestorben, wurden sofort die Glocken geläutet. Die "quinta", wenn es sich um einen Mann handelte, die "quarta" bei einer Frau und die "prima" bei einem Kind.

Gehörte der Verstorbene der Bruderschaft des Allerheiligsten Sakramentes an, folgten nach den üblichen Glockenzeichen noch weitere kurze und regelmäßige Schläge sämtlicher Glocken.

Neben dem Abendessen versammelten sich die Verwandten, Freunde und Bekannten des Verstorbenen zur traditionellen Nachtwache ("veglia").

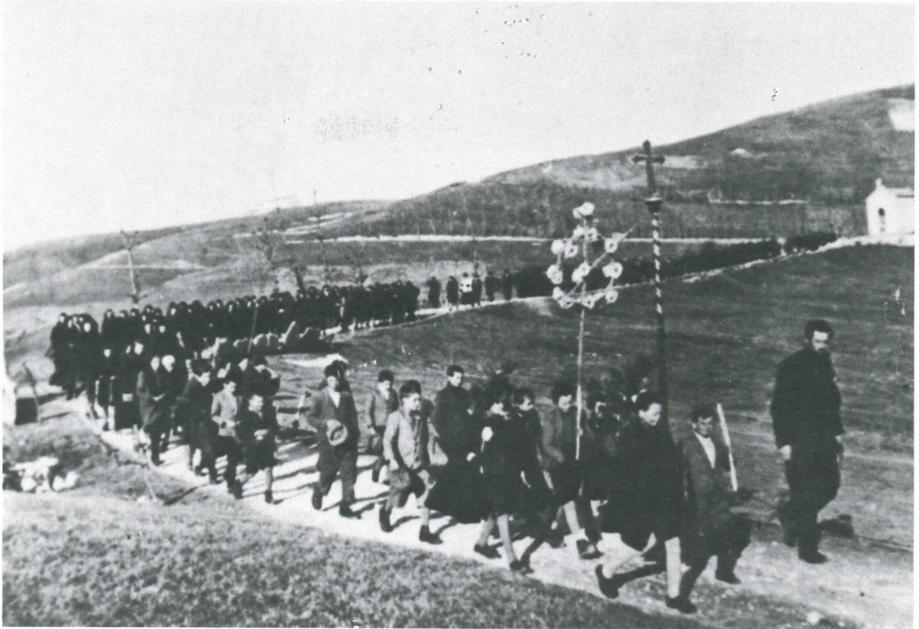
Man betete drei Rosenkränze und die "cento requiem" ("hundert Requiem"). Der Verstorbene wurde gewaschen und in seine besten Gewänder gekleidet, jeglicher Schmuck aber entfernt. Danach legte man ihn - nachdem die Matratzen entfernt worden waren - auf das bloße Bettgestell und bedeckte ihn mit einem Leintuch. Man glaubte, daß die Wärme der Federn die Seele des Toten ersticken und das Knistern der Matratze seinen ewigen Schlaf stören würde.

Ein Fenster des Zimmers blieb immer geöffnet, selbst die Vorhänge wurden zur Seite geschoben. So sollte die Seele des Toten ein- und ausgehen können, um den Körper, der ihr so lange als Behausung gedient hatte, zu betrachten.

Am Morgen des Begräbnisses trug man in einer Prozession den Sarg auf einer Bahre zur Kirche und stellte ihn dort auf ein hohes Gestell, das mit einem schweren schwarzen Tuch (lo "strato da morto") bedeckt war.

War der Verstorbene Angehöriger der Bruderschaft des Allerheiligsten Sakramentes gewesen, so wurde seine Tracht über die Sarg gebreitet und seine Mitbrüder hielten während der Totenfeier brennende Kerzen mit roten Haltern in den Händen.

Am darauffolgenden Tag wurden die Matratzen des Toten - besonders wenn er am Brand oder einer Lungenkrankheit gestorben war - von seiner Familie vergraben oder verbrannt.



**BESCHREIBUNG
DER
FOTOS
AUF
DEN
AUSSTELLUNGS-
TAFELN**

An der Spitze des Trauerzuges, der sich zur Kirche und dann zum Friedhof begab, gingen, gleich hinter dem Kreuz und zwei Brüdern der Konfraternität, die Kinder. Es folgten die Frauen, dann der Priester und die Totenbahre, an letzter Stelle die Männer. In vielen Orten wurde das Kreuz mit einem Kranz handgemachter Papierblumen geschmückt.

War ein Mann oder eine Frau gestorben, trugen jeweils Männer oder Frauen die Kränze; ebenso für ein totes Mädchen die Mädchen, für ein totes Kind die Kinder. Die Kränze wurden am Abend von den engsten Verwandten händisch geflochten. Man benützte Rhododendron- oder Wacholderzweige und Blumen aus Krepppapier.

Ein Begräbnis im Jahr 1985 in Campofontana, das wegen des starken Schneetreibens um zwei Wochen verschoben werden mußte.

Auf den Friedhöfen pflegte man die Gräber mit Kreuzen oder Steintafeln zu schmücken. Hier zwei Beispiele eines Kreuzes aus dem 16. Jahrhundert und einer Steintafel eines ortsansässigen Steinmetzes aus dem Jahr 1925.

Begräbnis einer berühmten Persönlichkeit aus dem oberen Illasital. Es handelt sich um den Pfarrer von Sprea, Don Luigi Zocca, der ein landesweit bekannter Botaniker und Phytotherapeut war.

FRÖMMIGKEIT

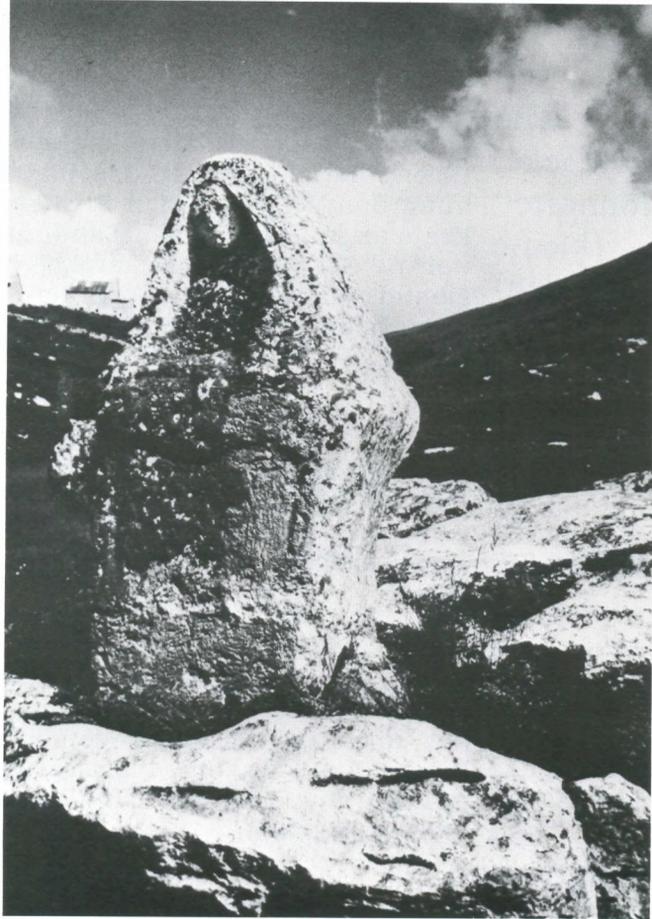
Aus zahlreichen Urkunden und mündlichen Überlieferungen wissen wir, daß die ältesten Pfarren denjenigen Heiligen geweiht waren, die von der Bevölkerung am meisten um Schutz vor Krankheiten, Seuchen und Unwettern angerufen wurden. Die Heiligen sollten auch über die Tiere, Häuser und Ställe wachen, das Landgut und die Ernte beschützen.

Der Muttergottes brachte man zu allen Zeiten und in allen Gegenden des Tals die meiste Verehrung entgegen. Im Laufe der Zeit wurde sie unter mehreren Namen verehrt, so zum Beispiel als Jungfrau Maria Assunta, Jungfrau Maria vom Hl. Rosenkranz, vom Hl. Karmel oder vom Skapulier, von Loreto oder Schmerzensmutter.

Um den Beistand zu erhalten, errichtete man Kirchen, Altäre, Kapellen, Oratorien und Bildstöcke zu Ehren des Hl. Antonius, des Schutzpatrons der Haustiere, des Hl. Georg, Schutzpatron gegen die Dämonen, Hexen und okkulten Mächte, der Hll. Rochus und Sebastian, Beschützer vor Seuchen, der Hl. Lucia, Beschützerin des Augenlichts, und des Hl. Valentin, Schutzpatron gegen Epilepsie. Noch viele andere Heilige, wie zum Beispiel der Hl. Leonhard, die Hl. Margarete, die Hl. Katharina wurden von den Zimbern aufs innigste verehrt.

Die obgenannten Stätten der Heiligenverehrung finden wir heute noch in Campofontana, San Bortolo, Selva di Progno, Badia Calavena, Cogollo, Tregnago, Giazza, Velo Veronese, San Mauro di Saline, Roveré Veronese, San Vitale in Arco u.v.a.

Steinerne
Sakralkultur



Die Bildstöcke, „colonnette“ (kleine Säulen) Mit diesem allgemein verbreiteten Namen bezeichnete man volkstümlich-künstlerische Sakralskulpturen, die als Zeichen des Glaubens und der Hoffnung des Volkes an den Straßenrändern, Wegkreuzungen und in den Landgütern aufgestellt waren. Oft wurden sie infolge von Gelübden errichtet, dienten aber auch als Stationen bei Bittprozessionen und vor allem im Winter als Wegweiser.

Die Hl. Schutzpatrone Die meistverehrten Schutzheiligen des Tals sind: Der Hl. Vitalis, der Hl. Blasius, der Hl. Abt Antonius, die Hl. Margarete, der Hl. Georg. Ihre Verehrung ist seit dem 15. Jahrhundert belegt.

Die Muttergottes in der volkstümlichen Malerei Im oberen Illsital trifft man in der Volkskunst auf unzählige verschiedene Muttergottesdarstellungen auf Fresken an Zimmerwänden oder Hausmauern. Die Malereien sind bis auf wenige Ausnahmen anonym.

Die
Muttergottes
in
der
volkstümlichen
Malerei



**Die
Buß-
und
Bittprozessionen**

Seit dem 16. Jahrhundert und wahrscheinlich auch schon früher fanden in unserem Tal große Buß- und Bittprozessionen zwischen den einzelnen Pfarren statt, an denen die gesamte Bevölkerung teilnahm.

Die anstrengendsten Prozessionen dauerten ein bis zwei Tage.

Man trug schwere Heiligenstatuen, prächtige Fahnen mit religiösen Aufschriften der Bruderschaften, Fackeln und Kreuze.

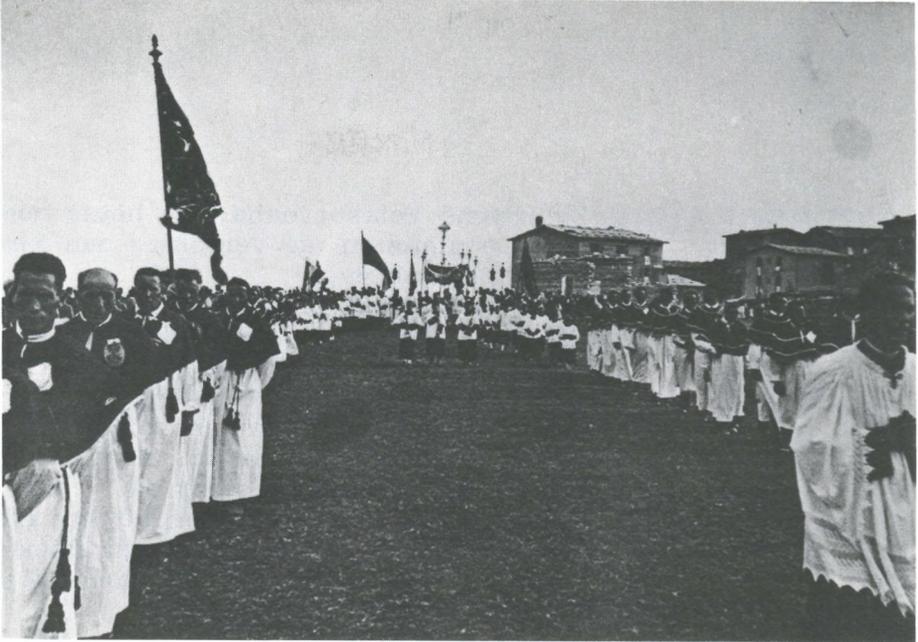
Gewöhnlich erfüllten solche Prozessionen Gelöbnisse, die zu Notzeiten, wie zum Beispiel während der Beulenpest des Jahres 1630, abgelegt worden waren; oder aber es waren Bittprozessionen, bei welchen man die Schutzheiligen um reichen Tierbestand, gute Ernte, Regen oder schönes Wetter anrief.

Man weiß um Prozessionen, die bereits im 16. Jahrhundert zwischen Campofontana und Durlo, in der Provinz von Vicenza, stattgefunden haben. Weitere Prozessionen gab es zwischen Campofontana und dem nahe der Hochebene der Sieben Gemeinden gelegenen Monte Summano, zwischen Selva und Giazza und San Vitale in Arco, zwischen Badia Calavena, Cogollo und dem Heiligtum der Madonna della Campagna in der Umgebung von Verona, zwischen Roveré Veronese und Velo Veronese, San Vitale, San Leonardo sul Monte di San Moro (einer berühmten Wallfahrtsstätte, wo es zu wunderbaren Heilungen kam).

Alte Chroniken besagen, daß man während längerer Prozessionen immer wieder Essenspausen einzulegen pflegte, ein Brauch, der bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts erhalten geblieben ist. Auch heute noch wird in einigen Orten des Vicentiner Gebietes bei Bittprozessionen, die bis in den späten Abend andauern, um die Mittagszeit ein bescheidenes Mahl eingenommen.

**BESCHREIBUNG
DER
FOTOS
AUF
DEN
AUSSTELLUNGS-
TAFELN**

Weniger bedeutend, vom religiösen Standpunkt aus aber sehr wichtig, waren die Flurumgänge ("la quattro Rogazioni"), bei denen man eine gute Ernte erflachte. Die Bußprozessionen fanden am Karfreitag, zu Fronleichnam, am Fest des Hl. Georg und des Hl. Rocco, zu Maria Himmelfahrt und anlässlich der "Quarantore", der vierzehnstündigen Ausstellung und Anbetung des Allerheiligsten, statt. Auch heute noch hält man einige dieser Prozessionen ab, jedoch mit weitaus geringerem Aufwand und kürzeren Wegstrecken.



Zwei Fronleichnamsprozessionen aus früheren Zeiten.

Man beachte die lange Reihe der "Confratelli del Ssmo. Sacramento", die auch den Baldachin tragen, unter dem der Priester mit der Monstranz geht.

Eine Fronleichnamsprozession aus den 30er Jahren. Die "Confratelli" trugen die hohe und schwere Standarte der Bruderschaft. Die Fenster jener Häuser, an denen die Prozession vorüberzog, waren hell erleuchtet und geschmückt.

Die Muttergottesprozession. Weißgekleidete Mädchen trugen eine Madonnenstatue auf den Schultern.

Eine Prozession aus früheren Zeiten mit der Statue des Hl. Rocco (Rochus). Diese Prozession findet in Sprea noch heute am letzten Sonntag im Juli statt. Sie geht auf das Jahr 1630 zurück.

Ein Flurumgang, wie er zur damaligen Zeit abgehalten wurde.

Ein Foto aus den 20er Jahren. Die Bevölkerung erwartet die Ankunft des Bischofs. Man beachte die aufgezäumten Pferde, die der Kutsche des Bischofs vorausgaloppierten.

VOLKSGLAUBE Zahlreiche Volksbräuche, die heute noch lebendig sind, begleiteten die verschiedenen kirchlichen Feste des Jahres.

Die bemerkenswertesten Bräuche beziehen sich auf Weihnachten, Neujahr, das Dreikönigsfest, Mariä Lichtmeß, die Karwoche, den Festtag des Schutzpatrons und Allerseelen.

Die profanen Festlichkeiten spielten sich im Fasching, am 1. März, am 15. März, in der Karwoche und in der Allerseelennacht ab.

Weiters feierte man zum Beispiel die Einsetzung eines neuen Pfarrers, den Pastoralbesuch des Bischofs, die Verlobung, die Hochzeit zwischen Witwern, den Kirmes.

Das Dreikönigsfest In der Nacht vom 5. auf den 6. Jänner wurden auf den Bergen, Feldern und Plätzen große Feuer entfacht (die "brujei"). Sie sollten den heiligen Drei Königen den Weg leuchten. Zu vorgerückter Nachtstunde tanzte und spielte man um das Feuer. Die Älteren des Dorfes lasen aus der Flugrichtung der Funken verschiedene Prophezeiungen über die kommenden Jahreszeiten ab.

Der 1. März In der Nacht zum 1. März versammelten sich die Jungen und auch mancher ältere Dorfbewohner in Gruppen an den einsameren Plätzen des Ortes. Dort lärmte man mit leeren Blechdosen und läutete Kuhglocken. Die einzelnen Gruppen tauschten dann mit lauter Stimme Neuigkeiten aus: geplante Hochzeiten, zukünftige Verlobungen oder eine in die Brüche gegangene Ehe. Diese Tradition hieß "Ciamàr marzo" und ist noch heutzutage in einigen Gebirgsdörfern lebendig.

„Brusar
la
Vecia“
(„Die
Alte
verbrennen“)

Es handelt sich um einen noch heute lebendigen Brauch, mit dem man den Winter vertreiben wollte und die Ankunft des Frühlings feierte. Die Dorfbewohner versammelten sich am Abend des 15. März auf dem Hauptplatz und entzündeten ein Feuer, über das eine Puppe gelegt wurde, die das Aussehen eines alten Mannes oder einer alten Frau hatte. Sobald die Puppe, die den Winter verkörperte, von der Stange auf den Boden gefallen war, erhob sich ein lautes Geschrei und man spielte zum Tanz und zu allerlei Narrenstreichen auf.

Die
Karwoche

An den letzten drei Tagen der Karwoche, vor allem am Gründonnerstag und am Karsamstag, wurden während der Meßfeier zum "Gloria" die Glocken geläutet und auf verschiedenen Instrumenten gespielt. So begleitete man die Leidensgeschichte Christi. Auf dem Kirchplatz schossen die Männer Böller und die berühmten "trombini" ab.

„Le
Racole“

Vom "Gloria" am Gründonnerstag bis zum "Gloria" des Karsamstags verstummten die Glocken und man betätigte die "ràcole" (Ratschen). Es handelt sich dabei um hölzerne Instrumente, mit denen man harte, ohrenbetäubende Geräusche erzeugt. Diese finden auch heute noch in der Karwoche Verwendung.

Neueinsetzung
eines
Pfarrers

Beim Amsantritt eines neuen Pfarrers oder zur Pastoralvisite des Bischofs fand eine Darbietung festlich aufgeäumter Pferde statt. Diese galoppierten vor dem Festzug auf und ab, bis jener den Kirchhof erreicht hatte.

Fasching Im Fasching zogen maskierte Kinder und Burschen von Haus zu Haus, um kurze Szenen aus Theaterstücken zum besten zu geben, die sie im Winter aus irgendeinem bekannteren Textbuch einstudiert hatten. Mit dem dabei gesammelten Geld wurden kleine private Feiern veranstaltet. Diese kurzen und improvisierten Vorstellungen nannte man "i parlari".

**DIE
VOLKS-
ERZÄHLUNG** An langen Winterabenden, während der Stunden, die man im Stall verbrachte (il filò) oder zu Hause nach dem traditionellen Rosenkranzgebet, war es üblich, einander Geschichten, Märchen, außergewöhnliche Geschehnisse und Legenden zu erzählen. Die Darsteller in diesen Geschichten waren die Toten, der "Orco" und verschiedene Hexen, wie zum Beispiel die "Fade", die "Anguane" und die "Genti beate". Diese phantastischen Gestalten waren wahrscheinlich aus der Angst vor einer möglichen Strafe Gottes, vor Unwettern, Katastrophen, Menschen- und Tierseuchen entstanden. Sie hausten an ganz bestimmten Plätzen und hatten ein charakteristisches Aussehen. Jede Ortschaft bezeichnete sie mit eigenen Namen, die ebenso wie die Geschichten, mündlich von einer Generation zur nächsten weitergegeben wurden. Die Hexen besaßen einen menschlichen, doch oft unsichtbaren Körper. Sie folgten alle den Weisungen des Teufels. Sie wechselten ihre Gesichter, Kleider, ihr Gehaben und die Art, mit den Menschen umzugehen. Doch waren sie alle in gleichem Maße widerwärtig und böse, von wenigen großherzigen Augenblicken abgesehen.

Fasching



Der
„Orco“



BESCHREIBUNG war eines der wenigen männlichen Phantasiewesen.
DER Er wird in vielen Legenden unter jeweils verschiede-
FOTOS nener Gestalt beschrieben. Einmal tritt er als Rie-
AUF se auf, ein anderes Mal als Pferd, dann wieder
DEN als Baum, Wolke oder Feuer, Adler, als junge
AUSSTELLUNGS- Frau, als Brücke, Blitz, Basilisk u. v. a.
TAFELN Gewöhnlich ist er wegen seiner "Güte" bekannt.
Er half, wenn sich jemand in Schwierigkeiten be-
fand, konnte aber auch launisch und rachsüchtig
sein. Oft und gern nahm er die Gestalt eines Rie-
sen an, um sich dann mit ebenso mutigen und
kräftigen Männern zu messen. Niemand konnte
je entdecken, wo er wirklich wohnte. Meist flüch-
tete er sich tagsüber in Gebirgshöhlen oder auf
den Kiesgrund der Wildbäche (Abb. Seite 175).

Die waren sehr böse und rachsüchtig; sie überrasch-
„Fade“ ten die Menschen im Stall oder auf der Straße,
raubten und verschleppten sie in ihre geheimen
unterirdischen Höhlen, wo sie sie töteten und
verspeisten. Einen Schenkel des Unglücklichen
brachten sie jedoch zurück, um ihn an der Haus-
oder Stalltüre aufzuhängen. Sie besaßen Bocks-
füße und ihre Hände waren mit dichtem Fell be-
wachsen. Deshalb trugen sie Fäustlinge und gro-
bes, genageltes Schuhwerk (le "sgàlmare").
Ihre guten Seiten bestanden darin, daß sie die
Frauen spinnen und weben lehrten, wobei sie
Felle von Ziegen und anderen Tieren benützten.

Ihr Reich lag im Gebiet von Sprea, Badia Cala-
vena und oberhalb von Tregnago.

Die „Anguane“ waren "Gottheiten", die über die Quellen, Regenwasserbrunnen und Tiertränken wachten. Sie hatten den Körper von wohlgeformten, schlanken Frauen und trugen immer schwarze Kleider. In der Nacht sammelten sie die Wäsche der Frauen des Ortes ein, wuschen sie gut und hängten sie zum Trocknen an eine Wäscheleine, die sie zwischen zwei Bergen spannten. Am darauffolgenden Morgen brachten sie die Wäschestücke insgeheim in die Häuser zurück. Reizte man sie, konnten sie zornig und rachsüchtig werden. Des Nachts zogen sie sich in tiefe Berghöhlen und die "covoli" zurück.

Ihr Reich lag im Gebiet von Campofontana und Durlo.

Die Wäscheleinen befestigten sie an den Purghe von Durlo, Bolca und Velo Veronese

Die „Genti beate“ (die „Seligen Leute“) waren die Hexen des Gals von Giazza. In der Mundart von Giazza werden sie als die "Sealagan Laute" bezeichnet. Auch sie wuschen für die Frauen von Giazza die Wäsche und hängten sie an Wäscheleinen, die zwischen zwei Felsen über das Tal gespannt waren. Nachts flogen sie über der Leine hin und her und vertrieben die Vögel, die sich auf die Wäsche setzen wollten mit den Rufen: "Sciua, rə, ra, ra" (d.h. flieg weg, weg, weg). Sie waren wunderschöne Frauen und trugen Gewänder, die wie die Sonne leuchteten; im Inneren waren sie jedoch hohl und die Rückseite des Körpers war mit einer Baumrinde bedeckt.

Jedes Jahr, in der Allerseelennacht, zogen sie in Prozessionen durch die Straßen des Ortes. In ihren Händen hielten sie brennende Scheite, die in Wirklichkeit Finger von Toten waren. Wer ein solches ins Haus holte, starb am darauffolgenden Tag.

MÄNNER- UND FRAUEN- KLEIDUNG

Sowohl in der Gebirgsgegend wie auch in den Orten der Talsohle folgte die Männer- und Frauenkleidung bis Anfang des 20. Jahrhunderts einem fast immer gleichbleibenden Muster. Dies hatte zum Teil auch wirtschaftliche Gründe: die ärmeren Leute konnten sich kaum wertvolle und modische Kleidungsstücke leisten. Man mußte also mit Stoffen vorlieb nehmen, die zu Hause hergestellt werden konnten. Diese waren aus Wolle, Hanf und Mischgewebe, wie zum Beispiel Halbwolle, und drittklassige Seide.

Auch der Kleiderschnitt blieb lange Zeit unverändert. Lediglich auf Festen oder anderen außergewöhnlichen Veranstaltungen konnte man auf modische Varianten treffen. Selbst die Farben waren von der Wirtschaftslage abhängig. In den Bergen trugen die Männer seit jeher grüne, dunkelblaue oder olivfärbige Gewänder, die Frauen einfarbig rote, grüne oder blaue Kleider, manchmal auch mit Karo- oder Streifenmuster. Im Tal trug man eher Seidenkleider, die in der Spinnerei gekauft werden konnten. Die neuen Modelle verbreiteten sich hier schneller, da ja die vornehmen und wohlhabenden Familien öfters nach der Mode gekleidet waren.

Durch die Schafzucht war reichlich Wolle vorhanden.

Man webte Halbwollstoffe (ein Gemisch aus Wolle und Hanf) und verfertigte Hosen für die Männer (le "braghe"), Unterröcke und Röcke für die Frauen ("còtole"), Mäntel, Jacken, Westen ("giléts"), Überrücke ("velàde"), Halstücher und Schals. Aus den Abfällen bei der Seidenerzeugung nähte man weniger wertvolle Kleidungsstücke. Sie wurden "dràpi" und "filesèi" genannt, wenn es sich um die erste Auswahl handelte, "trezzói" bei der zweiten Wahl, "galéte" und "recòti" bei der dritten Auswahl und der Verwendung von Abfällen.

Die
Männerkleidung



BESCHREIBUNG Im Sommer trugen die Männer kurze Kniehosen (braghe).
DER Die Sommerkleidung wurde aus handgefärbtem
FOTOS Hanfgewebe oder Mischwolle, seltener aus Seide, hergestellt. An den Festtagen trug man eine
AUF Weste und einen Überrock, an den Wochentagen
DEN Hose, Hemd und manchmal ein Gilet, an dem die Uhrkette befestigt war.
AUSSTELLUNGS- Im Winter benützte man Gewänder aus Misch-
TAFELN wolle. An Festtagen hatte so mancher ein Gewand aus teurerem Wollstoff. Um den Hals band man ein großes buntes Tuch, um die Hüften eine ein-
Die einfärbige Schärpe in grellen Farben. Im Winter
Männerkleidung trug man schwere Mäntel (tabarri) und breit-
krepmpige Hüte oder Schirmmützen. (Abb. Seite 179)

Die Die Frauen trugen im Sommer ein Mieder mit Stäb-
Frauenkleidung chen, das an den Hüften geschnürt wurde; von der Taille hingen lange, lockere Röcke in hellen Farben herab. An den Füßen trug man Pantoffel ("pianelli") und einfarbige Strümpfe; um den Hals ein buntes Tuch. Während der religiösen Zeremonien band man es um den Kopf. Die Stoffe bestanden aus Leinen und Hanf oder Hand und zweitklassiger Seide ("recòti").
Die Winterkleider waren ganz ähnlich, nur aus dickerem Stoff (Halbwolle und Wolle). Junge und alte Frauen bedeckten Rücken und Schultern mit kleinen Jacken, trugen silberne und goldene Ohringe, Halsketten, Broschen und anderen unechten Schmuck.

Die
Frauenkleidung



MUSIK UND TRADITION

In früheren Zeiten begleiteten musikalische Darbietungen die verschiedensten Veranstaltungen: Kirchweihfeste, den Amsantritt eines neuen Pfarrers, Pastoralvisiten usw.; aber auch zu außergewöhnlichen immer wiederkehrenden Festen wie zum Beispiel Geburten, Hochzeiten, Begräbnissen, Gedenktagen, fehlte die Musik nicht.

Um die Musikformen und die Aufführungspraktiken richtig zu verstehen, muß man die religiösen und wirtschaftlichen Gegebenheiten des Gebietes kennen. Die Bevölkerung des armen Berglandes konnte sich - im Unterschied zu den Bewohnern der Ebene - keine größeren Ausgaben leisten. Man nahm mit Musikkapellen, seltener auch mit kleinen Orchestern (aus Saiten-, Blas- und Schlaginstrumenten) vorlieb. Das gebräuchlichste Instrument mit einer sehr alten Tradition war die Ziehharmonika.

Liest man die Chroniken über Pastoralvisiten der Veroneser Bischöfe im 17. und 18. Jahrhundert, so erfährt man einiges über Empfänge mit Musikbegleitung. Man benützte damals nur Blasinstrumente (die Tuba, Hörner, Soldatentrompeten). Unbekannt ist, wieviele Instrumente an einem "concerto" beteiligt waren. Es ist anzunehmen, daß mit "concerto" auch die ersten Musikkapellen gemeint waren. Wir wissen nicht mit Sicherheit, in welcher Zusammensetzung und Instrumentierung im 16. und 17. Jahrhundert im Tal von Tregnago und in den Dreizehn Veroneser Gemeinden musiziert wurde.

Gewiß ist, daß die Musik im Leben der Gemeinden stets eine große Rolle gespielt hat.

BESCHREIBUNG DER FOTOS AUF DEN AUSSTELLUNGS- TAFELN

Die ersten wirklichen Musikkapellen im heutigen Sinn des Wortes, setzten sich aus Holzblasinstrumenten (Flöten, Oboen, Hörner, Klarinetten, Fagotten) und Schlaginstrumenten zusammen.

Sie traten erstmals am Ende des 18. Jahrhunderts auf und verbreiteten sich während des 19. Jahrhunderts im ganzen Gebiet. Bei uns war neben den Kapellen von Tregnago und Illasi, die Musikkapelle von San Bortolo delle Montagne, dem berühmten Zentrum der Zimbern in den Veroneser Bergen, eine der ältesten. Sie stellte ihre Aktivität jedoch gegen Ende der 30er Jahre ein.

Der
Ziehharmonika-
spieler.
„Der
Glöckner
des
Teufels“

Die kleinen Musikgruppen (Ziehharmonika, Gitarre, Flöte und Mandoline) waren bei den gewöhnlichen Veranstaltungen des Tals eher selten. Ein Ensemble zu beschäftigen, kam einem Luxus gleich, den sich nur wenige Familie leisten konnten. So wandte man sich zumeist an den Ziehharmonikaspieler, der als der "Glöckner des Teufels" bezeichnet wurde. Zum Tanz aufzuspielen, bedeutete nämlich eine Todsünde zu begehen und zur Todsünde zu verleiten. Der Ziehharmonikaspieler spielte bei Hochzeiten, Kirchweihfesten, bei Festen, die man am Vorabend der Einberufung junger Rekruten feierte und bei anderen privaten Veranstaltungen; sein Lohn waren wenige Lire oder ein gutes Essen und die Gelegenheit, sich ordentlich anzutrinken. Es gab auch Wandermusiker.

Die
Ziehharmonika-
spieler
des
Tals

Wegen ihrer außergewöhnlichen Virtuosität und großzügigen Verfügbarkeit brachten es bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts die folgenden Ziehharmonikaspieler zu großer Berühmtheit: "el Mäsena" aus Campofontana, "el Turco" aus Illasi, "el Minci" aus San Bortolo und "el Milio Faggioni" aus Giazza.

„el
Minci“
aus
San
Bortolo



SPIELE VON EINST

In früheren Zeiten waren der Dorfplatz, die Straße, ein verlassener Winkel, ein Feld oder eine Wiese die Orte, an denen sich die Kinder und die Dorfjugend pünktlich zum Spielen, zu allerhand Zeitvertreib und zu sportlichen Aktivitäten einfanden. Die zur Verfügung stehenden Mittel und Geräte waren äußerst einfach. Heute sind ihnen die Straßen, Plätze und Höfe durch den Autoverkehr verwehrt; sie stehen vor abgesperrten Arealen, Mauern, Hecken und Stacheldrähten. Fernsehen und Computerspiele bestimmen heute die Freizeit und gefährden die Gefühle, die Vorstellungskraft und den Gemeinschaftssinn. In früheren Zeiten war das Spiel - ebenso wie viele andere moralische und soziale Gepflogenheiten - eng mit der Kultur des Ortes verknüpft. Es bestand in einem "Korpus" von Gewohnheiten und Bräuchen, die sehr ernst genommen und von Generation zu Generation weitergegeben wurden.

BESCHREIBUNG DER FOTOS AUF DEN AUSSTELLUNGS- TAFELN

Kinderspiele

Die im ganzen Tal am meisten verbreiteten Kinderspiele waren folgende: Verstecken spielen, "Schwarzer Mann", "unci, dunci, trinci" (ein Auszählreim), il "gioco delle scaglie" (eine Nachahmung des Bocciaspiels), lo "sciàncò", "mòscolo", oder "pòrcolo" (eine Art Basketball), Schnurspringen, Ringelreihen mit und ohne Strafe ("pena"), die "pèta" oder "campanón" (eine Art Tempelhüpfen), Wettspiele mit kleinen Glas- und Tonkugeln, runden Flußsteinchen, oder mit Bällen, die in ein Loch oder gegen die Mauer geschossen werden sollten; weiters gab es noch die "giochi a orbesin" ("ich suche, aber ich finde dich nicht") und die "giochi a salta moléta", bei denen ein Kind über das andere sprang usw. Nicht zu vergessen sind die zahlreichen Spiele mit Holz- oder Eisenreifen.

Jugendspiele

Die etwas größeren Kinder versuchten sich in anspruchsvolleren Spielen, die neben Intelligenz noch Geschicklichkeit und Kraft erforderten. In einer Epoche, die man nun vergessen muß, wurden die Schulkinder gezwungen, spielerisch-handwerkliche Tätigkeiten zu verrichten, deren pädagogischer Wert nicht ausschließlich verurteilt werden kann.

Erwachsenen- spiele

Für die Jugend und die Erwachsenen veranstaltete man an den Festtagen des Schutzpatrons und an anderen Jahres- und Gedenktagen auf den Plätzen Wettbewerbe im Sackhüpfen, Spiele wie Topf schlagen oder den Schuß aufs Seil; weiters Trommelballspiele und verschiedene Bocciaspiele.

Der Maibaum

Es handelt sich dabei um ein Preisspiel, das zu außergewöhnlichen Anlässen auf dem Land veranstaltet wird. Ein hoher Pfahl wird gut mit Seife, Öl und anderen Fetten eingeschmiert. An seiner Spitze werden Würste, Wein, Hühner, Brotringe und andere Speisen befestigt. Wem es gelingt, die Preise zu erreichen, dem gehören sie. Dieses Spiel, das in Mannschaften bestritten wurde, ist heute unter dem Namen "cuccagna" bekannt. Seine Tradition reicht zumindest bis ins 18. Jahrhundert zurück. Ursprünglich bedeutete es die Liebeserklärung eines Burschen an ein Mädchen. Der junge Mann stellte den Pfahl vor dem Haus des Mädchens auf. Derjenige, dem es gelang, die Speisen zu erreichen, war dem Bewerber Dank schuldig. Dieser Brauch fand im Mai statt.

Jugendspiele



DIE
„TROMBINI“
VON
S. BARTOLOMEO
DELLE
MONTAGNE

San Bartolomeo delle Montagne ist ein kleiner Gebirgsort im östlichen Teil der Lessinia. In früherer Zeit war es eine wichtige Zimberngemeinde der Dreizehn Veroneser Gemeinden und hieß "San Batolamio Tedesco" (Deutsch-St. Bartolomäus). Es wurde dort der alte bairische Dialekt gesprochen, der unter dem Namen "Zimbrisch" bekannt ist. In San Bartolomeo delle Montagne wurde auf Betreiben des Veroneser Gelehrten Giovanni Faé im Dezember 1976 die "Associazione folkloristica dei trombini" offiziell gegründet. Sie umfaßt etwa zwanzig Mitglieder, die bei sakralen und profanen Folkloreveranstaltungen Salven aus ihren "trombini" abschießen, und damit eine der ältesten, echtsten und bemerkenswertesten Traditionen des Veroneser Berglandes wieder aufleben lassen, wie sie in Europa einzigartig ist. Die Herkunft des "trombino" (auch "trombone", Donnerbüchse genannt), verliert sich im Dunkel der Jahrhunderte. Seine jetzige Form geht auf Struktur und Form der Arkebuse und Kolubrinen des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Ursprünglich könnte es eine kurzläufige Feuerwaffe mit trichterförmiger Mündung gewesen sein, die in weiter Streuung runde, kleinkalibrige Munition verteilte. In Italien war der "trombino" in den vergangenen Jahrhunderten als "Spazzacampagna" ("Landkehrer") oder "Spazzafossi" ("Grabenkehrer") bekannt - eine mörderische Waffe, um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, enge Durchgänge freizuschießen, Türen und Stiegenhäuser in Trümmer zu legen oder Schiffe zu entern. Heutzutage bleibt von alledem nur die Ähnlichkeit der Form, wohl kaum die von Verwendung und Zweck. Der Trombino ist nur dem Namen nach eine "Waffe", ein Gerät, das wie in früherer Zeit seine psychologische Wirkung hat, die jedoch heute zur Untermauerung und Ausschmückung besonderer Veranstaltungen herangezogen wird. Die "Pistonieri", wie die "trombino"-Schützen heißen, nehmen auch an kirchlichen Feiern teil, zum Beispiel während der Karwoche, aber auch zu anderen Anlässen, wie bei Kirchweihfesten, im Fasching, bei der Ankunft eines neuen Pfarrers und bei unzähligen anderen Formen von Gemeindefeiern und staatlichen Feiertagen.

BESCHREIBUNG Schematische Darstellung der Teile eines
DER "trombino"
FOTOS
AUF Francesco Levorati aus San Bartolomeo delle
DEN Montagne, der engagierteste und geschickteste
Hersteller von "trombini" und Bilder aus seiner
AUSSTELLUNGS- Werkstatt.
TAFELN

Lade- und Schußphase des "trombino":

Man leert ungefähr einen Becher schwarzes Schießpulver in den Lauf. Der "pistoniere" stopft es mit dem Ladestock tief hinein und schlägt leicht mit einem Hammer darauf.

Ein Zündhütchen, "patrona" genannt, und ein wenig Pulver werden am Hahn angebracht.

Der "pistoniere" legt den "trombino" an, indem er ihn, den Lauf zum Boden gerichtet, auf dem linken Arm aufstützt und den Abzug drückt.

Die Waffe "geht los" und der Rückstoß bewirkt, daß der "pistoniere" eine Drehung um 90 Grad vollführt, ...

... während der "trombino" auf seine linke Schulter prallt.

Bau
der
„Trombini“



„Trombino“



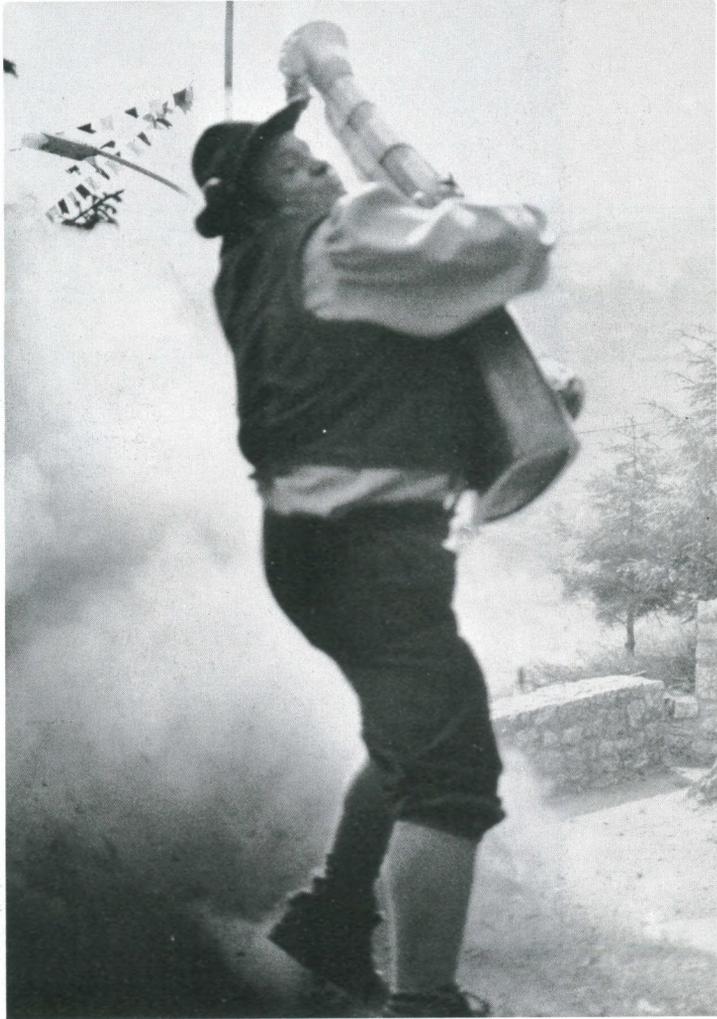
Eine
Schießvorführung
der
„Associazione
trombini“
aus
San
Bartolomeo



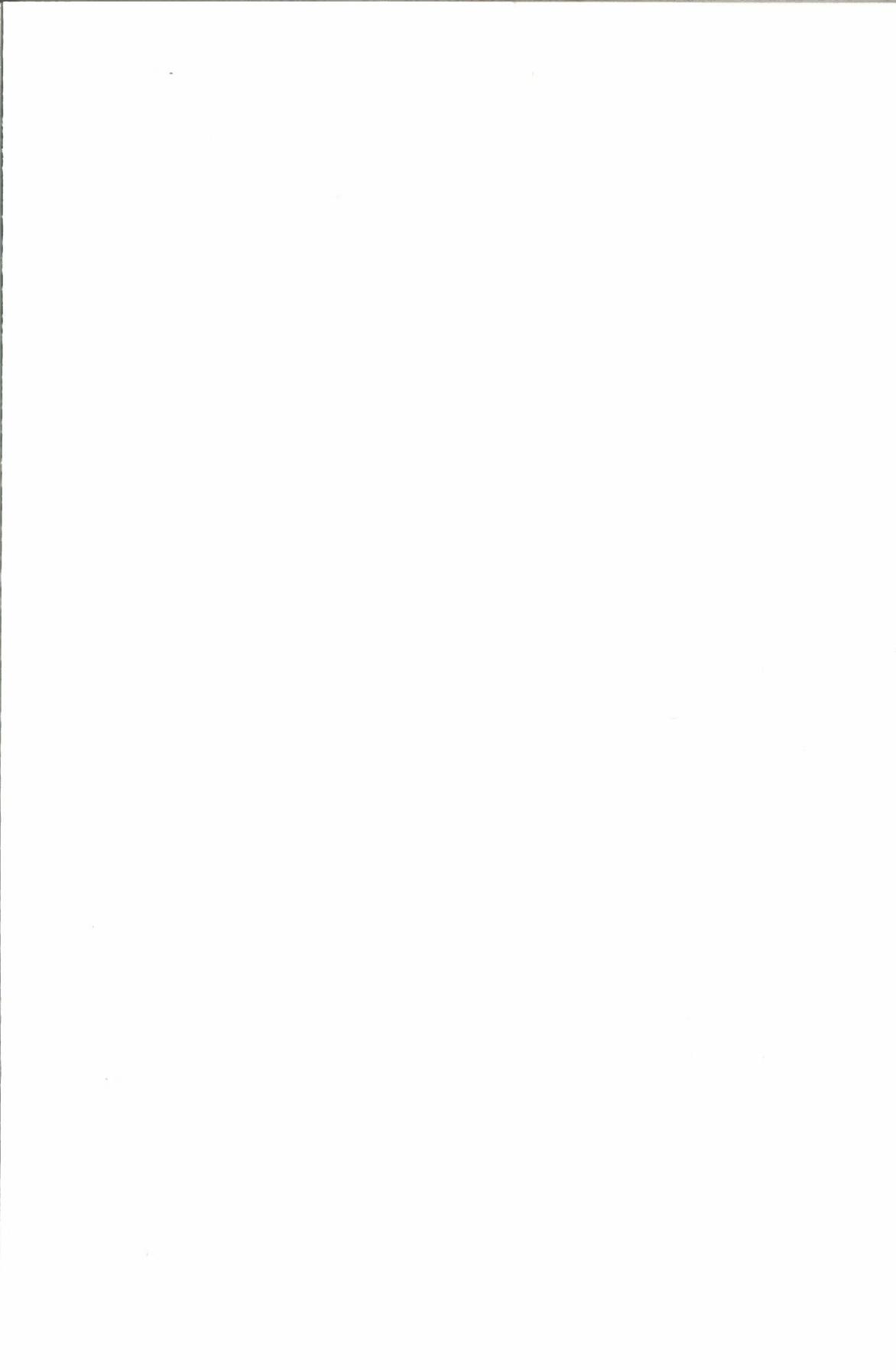
Der "pistoniere" legt den "trombino" an, indem er ihn, den Lauf zum Boden gerichtet, auf dem linken Arm aufstützt und den Abzug drückt.



Die Waffe "geht los" und der Rückstoß bewirkt, daß der "pistoniere" eine Drehung um 90 Grad vollführt, ...



... während der "trombino" auf seine linke Schulter prallt.



Veröffentlichungen des österreichischen Museums für Volkskunde

- I. Leopold Schmidt, Gestalttheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschmittgeräten und ihrer Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch. VIII und 240 Seiten. 1952 S 195,-
- II. Burgenländische Beiträge zur Volkskunde. Die Vorträge der 6. Österreichischen Volkskundetagung in Eisenstadt 1951. Herausgegeben von Leopold Schmidt. VI und 114 Seiten, 2 Bildtafeln. 1953 vergriffen
- III. Leopold Kretzenbacher, Weihnachtsskripen in Steiermark. Kleine Kulturgeschichte eines Volkskunstwerkes. VIII und 60 Seiten, 30 Abbildungen auf Tafeln. 1953 vergriffen
- IV. Anton Schultes, Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March. Kulturelle und wirtschaftliche Wechselbeziehungen im nordöstlichen Niederösterreich. VI und 120 Seiten, 4 Bildtafeln. 1954 S 115,-
- V. Kultur und Volk, Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Leopold Schmidt. XII und 424 Seiten, 65 Abbildungen auf Tafeln. 1954 S 310,-
- VI. Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Peregrinatio neohellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien. 160 Seiten mit 120 Abbildungen. 1955 S 195,-
- VII. Karl Spieß, Neue Marksteine. Drei Abhandlungen aus dem Gebiete der überlieferungsgebundenen Kunst. 140 Seiten mit 40 Abbildungen auf Tafeln. 1955 S 155,-
- VIII. Hans Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Der Wandel ihrer Ikonographie und ihrer Verehrung. VIII und 176 Seiten, 39 Abbildungen auf Tafeln. 1956 S 195,-
- IX. Paul Schlosser, Bacher-Sagen. Volksüberlieferungen aus der alten Untersteiermark. X und 96 Seiten mit 1 Karte und 4 Abbildungen im Text. 1956 S 115,-
- X. Jeanette Hills, Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä. Mit einer Einführung von Leopold Schmidt, Die volkskundliche Erschließung der Werke Pieter Bruegels in Österreich. 74 Seiten mit 1 Farbtafel. 1957 vergriffen
- XI. Othmar Wonisch, Das St. Lambrechter Passionsspiel von 1606. 102 Seiten. 1957 S 100,-
- XII. Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Katalog von Leopold Schmidt mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger. 102 Seiten, 12 Abbildungen auf Tafeln, 2 Karten im Text. 1967/1977 S 115,-
- XIII. Helene Grün, Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz. 152 Seiten, 54 Abbildungen auf Tafeln. 1968 S 195,-
- XIV. Leopold Schmidt, Schloßmuseum Gobelsburg – Katalog. 96 Seiten, XV Farbtafeln, 48 Schwarzweißabbildungen. Wien 1974. S 80,-
- XV. Via Sacra. Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariazell. Ausstellung und Katalog von Helene Grün. Mit Beiträgen von Leopold Schmidt, Emil Schneeweis und Rupert Feuchtmüller. 117 Seiten, 4 Farbtafeln und 24 Schwarzweißabbildungen auf Tafeln. 1975/1977 .. S 155,-
- XVI. Bergbauüberlieferungen und Bergbauprobleme in Österreich und seinem Umkreis. Festschrift für Franz Kirnbauer zum 75. Geburtstag. Hg. Gerhard Heilfurth und Leopold Schmidt. 232 Seiten, 1 Portr., 47 Abbildungen auf Tafeln. 1975 S 410,-
- XVII. Oskar Moser, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsgebiet. 60 Seiten, 21 Abbildungen und Zeichnungen auf Tafeln. Wien 1976 S 115,-
- XVIII. Walter Puchner, Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater. 420 Seiten, 16 Abbildungen. Wien 1977 S 550,-
- XIX. Richard Wolfram, Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee. 247 Seiten, 3 Karten und 12 Notenbeispiele. Wien 1980 S 360,-
- XX. Oskar Moser, Riß und Arl im Kärntner Nockgebiet. Ein Beitrag zur Topographie der altständigen Pfluggeräte in den südlichen Ostalpen. 126 Seiten, 32 Abbildungen, davon 2 Karten. Wien 1981 S 155,-
- XXI. Burkhard Pöttler, Das ländliche Wohnhaus im Gerichtsbezirk Stainz. Eine Untersuchung historischer Hausformen in der Weststeiermark. 416 Seiten, 9 mehrteilige Tabellen, 74 Abbildungen, davon 3 Karten, 31 Tafeln/Zeichnungen und 40 Photos. Wien 1986 S 240,-

Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde

A-1080 Wien, Laudongasse 15–19 (Österreich)

Kommissionsverlag Ferdinand Berger, Wiener Straße, A-3580 Horn (NÖ)